

KOS-Schriften 11



fanarbeit 2.0

**Zukünftige Herausforderungen für die
pädagogische Arbeit mit Fußballfans**

**Koordinationsstelle Fanprojekte
bei der Deutschen Sportjugend (Hrsg.)**



fanarbeit 2.0

Zukünftige Herausforderungen für die
pädagogische Arbeit mit Fußballfans

Koordinationsstelle Fanprojekte
bei der Deutschen Sportjugend (Hrsg.)

Impressum

Redaktion:

Michael Gabriel, Nicole Selmer und Heidi Thaler

Gestaltung und Fotos:

Ingo Thiel

Mitwirkende:

Jannis Albus, Volker Goll, Marion Kowal, Susanne Thiel und Gerd Wagner

Druck:

Imprenta, Obertshausen

Übersetzung:

United Language Services

Dieses Buch ist auch in englischer Sprache erhältlich

ISBN-NR: 978-3-89152-623-1

V.i.S.d.P.:

Michael Gabriel, KOS bei der dsj, Otto-Fleck-Schneise 12, 60528 Frankfurt am Main

1. Auflage, Dezember 2013



Gefördert aus Mitteln des Kinder- und Jugendplans des Bundes (KJP) vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und des Deutschen Fußball-Bundes (DFB)

Inhalt

Vorwort	7
<i>Talkrunde</i>	
20 Jahre Nationales Konzept Sport und Sicherheit, 20 Jahre KOS	15
<i>Michael Gabriel</i>	
20 Jahre KOS, 20 Jahre Beratung, Dialog und Vernetzung	27
<i>Klaus Farin</i>	
Über die Jugend und andere Krankheiten	41
<i>Titus Simon</i>	
„Etwas Krawall wird's auch künftig geben“	53
<i>Andreas Zick</i>	
Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit im Fußball	67
<i>Jonas Gabler</i>	
Von strukturierten Emotionen und emotional aufgeladenen Strukturen	81
<i>Heidi Thaler</i>	
New Girls in the Block. Frauen im Fansektor	97
<i>Eva Feldmann-Wojtachnia</i>	
Kopfball, Denkanstoß und Bildungsarena	115
<i>Talkrunde</i>	
Der internationale Blick – Fanarbeit in Europa	125
<i>Gerd Dembowski</i>	
Die KOS und der Coup von Singapur – Wie es wirklich war	145
Die Festschrift zum KOS-Jubiläum	154
Materialien	156



Vorwort

Als 1993 die damalige Bundesjugendministerin Angela Merkel die Einrichtung der Koordinationsstelle Fanprojekte bei der dsj (KOS) bekannt gab, geschah dies vor dem Hintergrund einer langjährigen intensiven Debatte über die Zustände rund um den Fußball. Die Stadien waren geprägt von regelmäßig auftretenden gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Hooligans und einer vielerorts rassistisch und rechtsradikal durchsetzten Fankultur. Zwei Jahre zuvor war in Leipzig der Fußballfan Mike Polley von der Polizei erschossen worden.

Mit der Verabschiedung des Nationalen Konzepts Sport und Sicherheit (NKSS) und der damit einhergehenden Gründung der KOS gelang es erstmals auf Bundesebene, die Perspektive und die Erfahrungen der Zuschauer und Fans institutionell einzubinden. Maßgeblich für diesen Schritt war die Hilflosigkeit in Politik und Sport, auf die oben genannten Phänomene angemessene Antworten zu finden. In einer verfahrenen Situation schienen die Erfahrungen, die die wenigen schon damals existierenden Fanprojekte auf lokaler Ebene gemacht hatten, einen Ausweg zu bieten. Ein Blick auf die nackten Zahlen scheint dem NKSS recht zu geben. Die Anzahl der Fanprojekte erhöhte sich von 12 (1993) auf aktuell 56 (2013).

Wirft man jedoch einen Blick auf die medialen und politischen Debatten in den Jahren 2012 und 2013 kann leicht der Eindruck entstehen, in der Fankultur rund um den Fußball hätte sich fast gar nichts geändert. Immer noch dominieren vermeintliche Fangewalt und Rechtsextremismus die Schlagzeilen, nun noch ergänzt durch das Dauerthema Pyrotechnik. Doch dieses Bild trügt. Im Vergleich zu 1993 hat der Fußballsport in Deutschland eine atemberaubende Erfolgsgeschichte hinter sich. In Bezug auf die Zuschauerzahlen ist die Bundesliga hinter der NFL die zweiterfolgreichste Profiligena der Welt. Gleichzeitig belegt eine aktuelle Untersuchung im Auftrag der Deutschen Fußball Liga, dass sich 97 Prozent der Besucherinnen und Besucher im Stadion sicher fühlen – ein Befund, der ganz im Gegensatz zur medial vermittelten Alarmstimmung steht.

In seinem einleitenden Beitrag skizziert Michael Gabriel den Anteil der Fanprojekte an dieser Entwicklung und nimmt insbesondere die vielen kritischen Impulse in den Blick, die von den Fanprojekten ausgehen oder konstruktiv begleitet

wurden und die zu bemerkenswerten strukturellen Veränderungen im Fußball sowohl bei Vereinen als auch bei den Verbänden geführt haben. Damit beleuchtet er eine Arbeitsebene der Fanprojekte, die selten wahrgenommen wird. Neben den klassischen Arbeitsfeldern der Sozialarbeit mit Fußballfans ist im NKSS zusätzlich der Anspruch verankert, die gesellschaftlichen Strukturen im Sinne der Interessen der Jugendlichen zu verändern.

Die Texte des vorliegenden 11. Bandes der KOS-Schriften entstanden im Rahmen der Feierlichkeiten zum 20-jährigen Jubiläum der KOS, das mit einem Empfang im Kaisersaal des Frankfurter Römer, einer Party im Frankfurter Südbahnhof sowie einem Fachtag mit Vorträgen und Diskussion begangen wurde. Mit der Veröffentlichung verbinden wir den Anspruch, uns den Themen der Zukunft zuzuwenden. Wir sind froh und dankbar, dass uns die namhaften Autoren und Autorinnen mit ihren Beiträgen helfen, die kommenden Herausforderungen für unsere Arbeit zu erkennen.

Klaus Farin, der Gründer des Archivs der Jugendkulturen in Berlin und einer der bekanntesten Jugendforscher Deutschlands, wirft einen nüchternen Blick auf „die Jugend“ und räumt dabei mit nahezu allen durch die Medien verbreiteten Vorurteilen auf. Mit Sorge stellt er fest, wie eine zunehmend um sich greifende pessimistische gesellschaftliche Grundhaltung dazu beiträgt, jugendliche Freiräume immer weiter einzuengen. Auch für die Pädagogik erkennt er ein um sich greifendes System der „fürsorglichen Belagerung“, das Jugendlichen erst einmal skeptisch begegnet.

Es wird jedoch auch in Zukunft weiter jugendliche Gruppen geben, die öffentliche Räume besetzen und sich dort an den Normen der Erwachsenenwelt reiben. Von hier ist es zur Zuschreibung als „gefährliche Gruppe“ nur noch ein kleiner Schritt. Professor Titus Simon beschreibt in seinem Artikel die wachsende Ausdifferenzierung jugendlicher Subkulturen. Im Zuge der geringer werdenden Bindungskraft klassischer Sozialisationsinstanzen – Familie, Schule, Vereine, Verbände – steigt für die Mitglieder der jeweiligen Szenen die Bedeutung der Gruppenzugehörigkeit. Simon plädiert, trotz ihrer strukturell schwachen Position, für eine selbstbewusste Haltung der Fanprojekte, die dem gesellschaftlichen Alarmismus ihr Wissen und ihr Können entgegensetzen und sich weiter parteilich für die Interessen der Jugendlichen engagieren müssen.

Neben dem Thema Gewalt ist der Komplex Rechtsextremismus und Rassismus wohl der am intensivsten beleuchtete negative Aspekt der Fankultur. Professor Andreas Zick, Direktor des renommierten Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld, ordnet in seinem Beitrag die Gefahr menschenfeindlicher Meinungen und Propaganda in den Fuß-

ballkontext ein. Dabei beleuchtet er die Risiken für deren Ausbreitung, die im dichotomen und emotional aufgeladenen Setting des Fußballs liegen. Gleichzeitig skizziert er aber auch die Chancen, die in der Bindungskraft der Fankultur und der enormen gesellschaftlichen Bedeutung des Fußballs liegen, diesen negativen Einstellungen positive Potenziale gesellschaftlicher Anerkennung entgegenzustellen.

Jonas Gabler und Heidi Thaler wenden sich anschließend der wohl dynamischsten Fangruppe zu: den Ultras, die seit Mitte der 1990er-Jahre die Fankultur maßgeblich beeinflussen. Jonas Gabler wirft einen detaillierten Blick auf die inneren Orientierungen, Widersprüche und Aushandlungsprozesse der Ultraszene und setzt diese in Beziehung zu den gewaltigen äußeren Kontroll- und Disziplinierungskräften, denen die Ultras ausgesetzt sind. Heidi Thaler widmet sich der speziellen Position von Frauen und Mädchen in der Ultraszene. Diese müssen sich in einer von Männlichkeitsvorstellungen geprägten Umgebung behaupten und gegen sexistische Unterstellungen und Angriffe wehren, gleichzeitig bietet die Teilhabe an dieser Kultur Freiräume, um sich beispielsweise von klassischen Geschlechterrollen zu trennen, die von den weiblichen Ultras vielfältig genutzt werden.

Eva Feldmann Wojtachnia von der Ludwig-Maximilians-Universität München schließlich beschreibt, wie das Stadion zum Lernort für politische Bildung wird. Sie berichtet von den ungemein positiven Erfahrungen der zwölf Lernzentren, die in pädagogischer Verantwortung der Fanprojekte und in enger Kooperation mit den Vereinen die Attraktivität des Stadions nutzen, um bildungsferne und sozial benachteiligte Jugendliche durch einen unkonventionellen Zugang für politische Bildung zu interessieren. Initiiert von den Fanprojekten und gefördert von der Robert Bosch Stiftung und der Bundesliga-Stiftung werden in diesen Projekten die sozialen Potenziale des Fußballs gesellschaftlich nutzbar gemacht.

Abgerundet wird dieser Band durch die Dokumentation zweier Podiumsdiskussionen, die im Rahmen der Feierlichkeiten zum 20-jährigen Jubiläum der KOS stattfanden. In der ersten Talkrunde schauen die Vertreter des institutionellen Netzwerks in Deutschland auf die Entwicklung der Fanprojekte seit 1993, während in der zweiten durch Vertreter von Fanarbeit und Fanorganisationen aus England, Österreich, Polen und der Schweiz die internationale Perspektive beleuchtet wird. Gerd Dembowski beschließt die KOS-Schriften 11 durch eine unterhaltsame paradoxe Intervention, die die gesellschaftlichen Verhältnisse auf den Kopf stellt.

Empfang im Römer



Empfang im Kaisersaal des Frankfurter Römer

Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Ingo Weiss (Vorsitzender der dsj)



Volker Goll (KOS)



Harald Stenger (ehemaliger DFB-Mediendirektor)



Olaf Cunitz (Bürgermeister der Stadt Frankfurt am Main)



Regina Kraushaar (Bundesfamilienministerium)



Prof. Dr. Gunter A. Pilz (Vorsitzender der AG Qualitätssicherung)



Wolfgang Niersbach (DFB-Präsident)

Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Susanne Thiel (KOS)



„Auf die nächsten 20!“ DFB-Präsident Wolfgang Niersbach gratuliert KOS-Leiter Michael Gabriel

Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Podiumsdiskussion „20 Jahre Nationales Konzept Sport und Sicherheit, 20 Jahre KOS“ im Römer



Michael Gabriel (KOS)



Prof. Klaus Schäfer (Staatssekretär a. D. Jugendministerium NRW)



Thomas Beckmann (BAG-Sprecher)



20 Jahre Nationales Konzept Sport und Sicherheit, 20 Jahre KOS

Talkrunde

1993 wurde das Nationale Konzept Sport und Sicherheit in einem breiten politischen Konsens verabschiedet. Damit war erstmals eine kontinuierliche Zusammenarbeit wichtiger am Fußball beteiligter Institutionen geregelt, die Arbeit der Fanprojekte erhielt eine Arbeitsgrundlage. Um diese auch zukünftig abzusichern, wurde die KOS gegründet.

Bei der Talkrunde im Rahmen der Feierlichkeiten zum 20-jährigen Jubiläum der KOS im Frankfurter Römer blickten Vertreter der beteiligten Institutionen zurück und nach vorne: Mit welchen Schwierigkeiten, Erwartungen und Hoffnungen waren die Verabschiedung des NKSS und die Einrichtung der KOS verbunden? Was hat sich seither getan? Wie wird es weitergehen? Die Runde wurde moderiert von Harald Stenger, der die Arbeit der KOS und der Fanprojekte von Beginn an kontinuierlich und kritisch begleitet hat – als Journalist der *Frankfurter Rundschau* ebenso wie als langjähriger Pressechef des DFB.

Harald Stenger: Ich darf Sie recht herzlich zu dieser Talkrunde begrüßen und Ihnen die Podiumsdiskutanten vorstellen: Thomas Beckmann ist einer der beiden Sprecher der Bundesarbeitsgemeinschaft der Fanprojekte und Leiter des Fanprojekts in Mainz.

Neben ihm sitzt Peter Peters von Schalke 04. Bestens bekannt darüber hinaus als Vizepräsident des Ligaverbandes und in dieser Eigenschaft auch Mitglied des DFB-Präsidiums. Dann begrüßen wir Bernd Heinen, den Vorsitzenden des Nationalen Ausschusses Sport und Sicherheit. Außerdem haben wir Harald Denecken, den ehemaligen Sportbürgermeister der Stadt Karlsruhe, der in vielen Jahren mit den KSC-Fans reichhaltige Erfahrungen gesammelt hat. Und dann begrüße ich

neben mir Klaus Schäfer. Er war Staatssekretär im Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen. Wir wissen ja, dass im Rahmen des Nationalen Konzepts Sport und Sicherheit Nordrhein-Westfalen eine besondere Vorreiterrolle inne hat. Klaus Schäfer ist auch in den schwierigen Anfängen der 1990er-Jahre einer gewesen, der gesagt hat: Nicht nur Repression, sondern auch Jugendarbeit.

Wir wollen 45 Minuten, also eine Halbzeit, an folgenden Fragen entlang diskutieren: Was hat das Nationale Konzept Sport und Sicherheit, beziehungsweise die KOS in 20 Jahren gebracht? Was waren Eckdaten und entscheidende Beiträge zum Gelingen einer nie konfliktfreien aber letztlich sich doch sehr bewährenden Partnerschaft? Was können, was müssen wir in Zukunft bewegen? Wo gibt es Defizite, die unbedingt aufgegriffen werden müssen?

In all den Entwicklungen ist der Nationale Ausschuss Sport und Sicherheit heute das Gremium, bei dem alles zusammenläuft. In diesem Gremium, das bisher einmal im Jahr tagt und in Zukunft wohl zweimal im Jahr tagen soll, sitzen: die Innenministerkonferenz, die Sportministerkonferenz, die Jugend- und Familienministerkonferenz, der DFB, die DFL, der Städtetag, das Verkehrsministerium, die Bahn, die Bundespolizei, die Deutsche Sportjugend, die Koordinationsstelle Fanprojekte und nun auch die BAG, die Bundesarbeitsgemeinschaft der Fanprojekte. Jeder hat also seinen Platz gefunden. Es wird konstruktiv, kritisch, immer sachorientiert gearbeitet, es gibt mal emotionale Höhen und Tiefen. Vielleicht darf ich Sie bitten, Herr Heinen, das aus Ihrer Perspektive zu schildern.

Bernd Heinen: Vielen Dank. Neben dem Vorsitz des Nationalen Ausschusses Sport und Sicherheit, der mir als Funktion von der deutschen Innenministerkonferenz übertragen worden ist, bin ich im Hauptberuf Einsatzreferent im Land Nordrhein-Westfalen und für den Gesamteinsatz der Polizei zuständig. Das Nationale Konzept Sport und Sicherheit, das 1993 entwickelt wurde, ist mittlerweile fortgeschrieben worden und betrachtet mit dem Stand von 2012 die gesamte Lebenswelt der Fans – so haben wir es überschrieben. Mit all den Facetten, die organisatorisch dort verankert sind und für die Institutionen ihre Verantwortungen haben. Also was Reisetemen betrifft, was Vereinstemen betrifft, was Sicherheitsthemen betrifft, was die Fanarbeit betrifft. Die Institutionen des Nationalen Ausschusses stimmen sich darüber ab, wie man das Gesamterlebnis Sport, insbesondere hier aber die Fußballwelt, zusammenbringen kann. Und vielleicht passt das ganz gut zu der Feier, die wir hier heute begehen, dass man ganz kurz einen Blick darauf wirft: Wo stehen wir im Augenblick im Diskussionsprozess und auch im Entscheidungsprozess?

Sie wissen, dass 2012 viele Forderungen – aus meiner Sicht auch nicht nachvollziehbare Forderungen – gekommen sind. Es gab eine Veranstaltung im Sommer in Berlin wo seitens der Politik ganz konkrete Forderungen an DFB und DFL gestellt wurden, was zu verbessern ist, um aus dem Fußball weiter eine friedliche Veranstaltung zu machen. DFB und DFL haben einen Vorschlag gemacht, um in Sachen Prävention, auch was die Fanprojekte betrifft, deutlich zuzulegen, auch finanziell. Die Details nun aufzuführen, wäre sicherlich zu viel, aber das ist der Ausgangspunkt, den wir im Augenblick haben, und für meine Begriffe ist das ein sehr positiver Ausgangspunkt.

Harald Stenger: Wer will da anschließen von hier? Herr Schäfer?

Klaus Schäfer: Ich will das vielleicht aus der Sicht der Jugendpolitik tun. Ich bin ja bei der Einführung des NKSS Referatsleiter unter anderem für diesen Bereich gewesen. Und ich sage einmal, was mit dem Nationalen Konzept auch in Gang gekommen ist: Jeder kannte seine Rolle, aber viel schwieriger war es, sich in die Rolle des anderen zu versetzen und sie zu verstehen. Die Fußballvereine – so habe ich das in vielen Gesprächen in Nordrhein-Westfalen festgestellt – hatten zunächst diese Position: „Wir sind für Entwicklungen in der Gesellschaft nicht zuständig, das ist eine Aufgabe, der sich der Staat annehmen muss.“ In der Zwischenzeit habe ich die Erfahrung gemacht, dass jeder die Rolle des anderen versteht und in dem anderen einen wichtigen Kooperationspartner sieht. Auch die Vereine haben ihre Verantwortung angenommen, das erleichtert vieles.

Die KOS hat dabei insoweit einen wichtigen Beitrag geleistet, weil sie Zugänge hatte zu den Vereinen, die wir nicht in dem Maße hatten, und eine Vertrauensarbeit leisten konnte. Nur auf der Ebene von akzeptierter Partnerschaft auf Augenhöhe basiert dieses Konzept, und ich finde, dass eine ganz hervorragende Zusammenarbeit bis heute gelungen ist. Das hatte ich anfangs, das sage ich ganz offen, nicht geahnt, dass wir so schnell und auch konzeptionell gemeinsam nach vorne kommen. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ein Vertreter der Polizei, der in Köln seinen Sitz hat und dem die Einsatzleitung bei den Fußballspielen oblag, in einem Gespräch mit den Bochumer Fans, als es damals um die Schließung eines Fanzugs ging, gesagt hat: „Wenn wir die Fanprojekte nicht hätten, sähen wir alle alt aus. Sie sind für uns wichtige Partner auch im Vorfeld von Fußballveranstaltungen.“ Ich will das nachdrücklich unterstreichen.

Ein Punkt, der uns damals nicht klar war, war eine gewisse Enge in der Auslegung des Nationalen Konzepts, weil es nur für die Bundesligastandorte galt. Heute finanzieren wir bis in die fünfte Liga, weil wir festgestellt haben: Die Pro-

bleme in diesen Ligen darf man nicht übersehen. Insoweit ist das eine wichtige Erweiterung des Nationalen Konzepts in der Praxis.

Harald Stenger: Nun hat es ja bei allen Fortschritten dann auch immer wieder mal Rückschläge gegeben. Im vergangenen Jahr ist nach Krawallen mit und ohne Pyrotechnik die Sicherheitsdiskussion neu angestoßen worden, die Aktion „12:12“ hat für Aufsehen gesorgt. Vielleicht mal ganz konkret: Peter, wo siehst du die Rolle dieses Konzepts und die Rolle der KOS? Wie bewährt sich gerade in solch schwierigen Situationen diese, nie konfliktfreie aber irgendwie doch eingespielte Partnerschaft?

Peter Peters: Ja, Harald, du beschreibst das richtig. Wir fanden uns sicherlich vor einem Jahr in einer nicht befriedigenden Situation. Die Unruhe war vorhanden, aber sie war auch ein Stück sehr emotional. Sicherheit ist ja nie ein Thema, wo wir alle Lob, Dank und Anerkennung bekommen, sondern Sicherheit ist ein Thema, wo man auch viel Kritik einstecken muss und wo in den Bewertungsfragen unterschiedliche Auffassungen aufeinanderprallen. Trotzdem ist es notwendig, dass wir uns regelmäßig mit diesen Fragen beschäftigen. Wir sollten es nur insgesamt unaufgeregter tun. Überspitztes, Dramatisierendes, manchmal dadurch auch Fehlerhaftes, Populistisches hilft uns allen in dieser Frage nicht weiter.

Für mich, der ich ja die Kommission der DFL zum Papier „Sicheres Stadionerlebnis“ leiten durfte, was mir auch persönlich viel Kritik eingebracht hat, waren gerade die Gespräche mit Michael Gabriel sehr hilfreich. Da gab es immer die klare Erkenntnis, dass es nur funktioniert, wenn wir die Menschen mitnehmen. Wir werden nur Dinge verändern, wenn wir Erkenntnisse verändern. Und das schaffen wir niemals dadurch, dass wir nur auf Repressalien, nur auf Verbote und all die vielen Ideen, die wir uns damals haben anhören dürfen, setzen. Kernpunkt ist die Verhaltensänderung, die Aufklärung, die Arbeit mit den Menschen. Es ist noch an sehr, sehr vielen Punkten sehr viel zu tun, aber daran müssen wir arbeiten, und dafür müssen wir auch unaufgeregt jedes Jahr von Neuem Bestandsaufnahmen machen. Wir müssen uns gegenseitig analysieren, und die KOS, die Fanprojekte machen hier eine hervorragende Arbeit, weil sie eben auch denjenigen in den Fokus rücken, und richtigerweise in den Fokus rücken, um den es geht. Nämlich den Zuschauer, den Fan, möglicherweise auch den Problemfan, um auch ihn zu erreichen. Denn nichts ist schlimmer, als wenn wir diejenigen eben nicht erreichen, um die es geht.

Harald Stenger: Herr Beckmann ...

Thomas Beckmann: Also die Ausführungen von Herrn Peters sind der beste Beleg dafür, wie wichtig die Einführung des Nationalen Konzeptes Sport und Sicherheit war und wie wichtig auch die Arbeit der Fanprojekte, der BAG und insbesondere der KOS ist. Gerade diese Haltung der Vereine hat es eben früher nicht gegeben. Das NKSS hat ja die Vorgeschichte, dass vorher schon zwölf Fanprojekte initiiert wurden und dass sich die Bundesarbeitsgemeinschaft der Fanprojekte gegründet hatte. Somit haben wir nächstes Jahr unser 25-jähriges Bestehen. Die Fanprojekte hatten festgestellt, es reicht nicht allein, vor Ort die Strukturen zu nutzen und da was aufzubauen. Sondern diese bundesweite Vernetzung, das ist das A und O. Gerade die Diskussionen, die in den letzten zwölf Monaten entbrannt sind, haben uns als BAG gezeigt, dass wir vielleicht doch noch nicht so weit sind, wie wir eigentlich geglaubt haben. Die haben noch einmal deutlich gemacht, wie wichtig der ständige Austausch ist. Wir wissen es deshalb auch sehr zu schätzen und zu würdigen, dass wir als BAG seit einem Jahr im Nationalen Ausschuss Sport und Sicherheit integriert sind.

Ich finde, dass es leider zu lange gedauert hat – fast 20 Jahre –, bis das NKSS überarbeitet wurde. Das war absolut notwendig, weil es den Fanprojekten eine bessere Handlungssicherheit gegeben hat. Die KOS ist im Bereich der Fanprojekte letzten Endes für die Umsetzung zuständig und hat bei der Initiierung der Fanprojekte darauf geachtet, dass gewisse Standards überhaupt erst mal vorhanden sind. Es ist einfach wichtig, dass die Arbeit auf mehrere Jahre angelegt ist, und dafür ist gerade das NKSS enorm wichtig und insbesondere auch die Begleitung der Fanprojekte durch die KOS.

Harald Stenger: Herr Denecken, wie haben Sie das vor Ort als Sportbürgermeister erlebt? Sie standen dann ja auch zwischen diesen Fronten, hier die Polizei, da die Fanprojekte. Plaudern Sie mal ein bisschen aus dem Nähkästchen, das klingt ja alles nur positiv hier und bestens, aber nervt es nicht manchmal doch ein bisschen mehr?

Harald Denecken: Meinen Glückwunsch der KOS, ich nehme den Begriff Koordinationsstelle sehr, sehr ernst. Ich bin als ehemaliger Bürgermeister immer auch ein Verfechter der Koordination gewesen, des Städtetages zum Beispiel, für die Kommunen gegenüber den Ministerien. Die Probleme sind sichtbar, hörbar, spürbar in den Kommunen. Wir sind die Gekniffenen, das ist ganz klar. 1985 haben wir in Karlsruhe begonnen, Fanarbeit einzuführen, und ich war Mitinitiator, weil

ich damals als Hauptschullehrer an Brennpunktschulen die Beschwerden meiner Schüler und KSC-Fans aufgenommen haben, weil sie vor dem Spiel von den Hooligans der „Destroyer“ immer in den Schlossgartensee geworfen wurden. Dann waren sie durchnässt und standen dann im Wildparkstadion und haben gefroren. Es gab Schlägereien, und dann muss man sich als Pädagoge, als Lehrer um seine Schüler kümmern. Wir haben – auch durch direkte Gespräche mit den „Destroyern“ – so einen Zugang bekommen. Dann wurde eine „Interessengemeinschaft Karlsruhe Fanklubs“ gegründet, von der die Initiative für das Fanprojekt ausging. Das Land Baden-Württemberg, im Gegensatz zu anderen Ländern, hat dann die nächsten 25 Jahre gesagt: „Das brauchen wir nicht, da zahlen wir nichts, wir haben keine Probleme.“ Erst vor zwei Jahren ist das Land in die Mitfinanzierung eingestiegen. Ich war überzeugt als Stadtrat, Jugendhilfeausschuss und später als Bürgermeister, dass es notwendig ist, sich mit Sozialarbeit um diese Gruppe der Jugendlichen zu kümmern. Sie sind nun mal da, man kann sie nicht wegdiskutieren.

Harald Stenger: Herr Schäfer ...

Klaus Schäfer: Sie haben ja gerade gesagt, dass man bisher nur Positives gehört hat. Natürlich gab es Kontroversen. Ich weiß noch, dass ein Manager von Borussia Dortmund, Michael Meier, sich in der Runde hinsetzte und sagte: „Wir sind dafür nicht zuständig, da schmeißt sich einer einen schwarz-gelben Schal um und sagt ‚Ich bin Fan‘, aber eigentlich will der nur Randalen.“ Und natürlich hat es auch Debatten zwischen der Polizei und uns aus dem Jugendministerium gegeben. Ich würde auch heute nicht herkommen und sagen: „Wir sind jetzt am Ziel.“ Es ist ein ständiger Prozess, und es kann auch wieder rückwärtsgehen, denn wir wissen, dass die gesellschaftliche Ausgangslage von jungen Menschen sehr, sehr schwierig ist. Die Fans können und müssen wir mitnehmen und sie nicht ausgrenzen. Natürlich tut man sich schwer, wenn zum Beispiel Kölner Fans den Bus von Mönchengladbachern mit Steinen bewerfen. Spätestens hier wird klar, das ist strafbares Handeln, das geahndet werden muss, hier ist die Ordnungs- und Sicherheitspolitik gefragt. Aber dennoch müssen wir langfristig und auch pädagogisch denken. Die Fanbetreuer sind eine wichtige Brücke in der Ansprache und Begleitung, weil die Sprache der Fans von uns manchmal nicht verstanden wird. Anfangs hat die Polizei die Fanbetreuer von den Fans nicht unterscheiden können. Da gibt es inzwischen große Verständigung, und das ist eigentlich für mich der positive Weg. Die Kooperationen weiter auszubauen, ist für mich die entscheidende Aufgabe. Kein Stillstand!

Harald Stenger: Die KOS steht ja von Beginn an für das Engagement gegen Rassismus, gegen Gewalt, gegen Diskriminierung. Das war auch ein großes Thema des Fankongresses 2007 in Leipzig, wo sich der DFB danach in Abstimmung mit der DFL klar positioniert hat. Das Problem Rechtsextremismus, was ja ein ganz wichtiges, politisches Anliegen ist, ist immer noch aktuell. Wir haben im letzten Jahr die Schlagzeilen von Dortmund erlebt, wo Fanbetreuer von, ich sag jetzt mal rechtsradikalen Querköpfen bedroht und geschlagen wurden. Auch in Aachen gab es Probleme. Herr Beckmann, ich frage Sie jetzt einfach mal stellvertretend für die Fanprojekte: Wie ist denn der Stand beim Thema Rechtsextremismus heute?

Thomas Beckmann: Das ist ein Thema, das sich die Fanprojekte von Beginn an auf die Fahnen geschrieben haben. Deswegen finde ich es wichtig, dass es auch publik gemacht wurde, als es jetzt wieder hochgekommen ist. Aber es gibt so viele wirklich positive Beispiele, wie sich die Situation in den Stadien zum Besseren entwickelt hat. Die Fanprojekte haben mit dafür gesorgt, dass Antirassismus- und Antidiskriminierungsarbeit hochgehalten wird. Es gibt diese wunderbare Ausstellung „Tatort Stadion“ des Bündnisses Aktiver Fußballfans, die durch die Stadien und durch Städte reist und auch von vielen Fanprojekten gezeigt wird. Wichtig ist, dass man bei dieser Thematik am Ball bleibt, und wichtig ist auch, dass die Vereine mitziehen. Ein Beispiel aus meiner Praxis: Ich bin seit 1997 im Fanprojekt Mainz tätig. Damals hat die NPD Flyer vor dem Stadion verteilt, und da sind wir zum Verein gegangen und haben gefragt: „Wie wäre es, wenn wir beim nächsten Heimspiel mit den Eintrittskarten Aufklärungsflyer rausgeben, wo ganz klar Stellung bezogen wird?“ Damals hat man dann von Vereinsseite noch abgewiegelt und gesagt: „Das ist doch gar nicht so ein großes Thema – schlafende Hunde sollte man nicht wecken.“ Mittlerweile hat sich gerade Mainz zu einem Vorzeigeverein entwickelt, weil man einfach erkannt hat, dass es wichtig ist, sich frühzeitig zu positionieren. Ich denke, die aktuelle Entwicklung in den Stadien ist jetzt nicht arg bedrohlich, allerdings machen wir Fanprojekte uns gemeinsam auch mit den Fanbeauftragten der Vereine momentan konkret Gedanken, warum dieses Thema jetzt wieder hochkommt. Meine persönliche Einschätzung ist, dass es viel mit den Entwicklungen, gerade in den letzten zwölf Monaten, zu tun hat. Dass Fußballfans schnell, auch in der öffentlichen Debatte, kriminalisiert wurden, dass eine Unzufriedenheit in den Kurven herrscht und dass gerade rechte Gruppen versuchen, das auszunutzen, um wie in den 1980ern Anfang der 1990er-Jahre ja schon mal, in den Stadien Fuß zu fassen. Und da ist es einfach wichtig, dem entgegenzutreten.

Harald Stenger: Peter, im Grunde genommen jetzt die passende Anschlussfrage daran. In all den Diskussionen in den vergangenen Monaten wurde auch wieder das Thema Stadionverbote erörtert, und in diesem Zusammenhang gehört auch das Thema Anhörungsrecht bei Stadionverboten zu den Reizthemen. Wie sieht es bundesligaweit mit dem Thema Anhörungsrecht bei Stadionverboten aus? Was ist da für eine Dynamik und Entwicklung zu sehen?

Peter Peters: Der Fußball, finde ich, kann ja zu Recht für sich behaupten, dass es keine andere Veranstaltungsform gibt, die sich so intensiv um ihre Besucher kümmert und auch Verantwortung für diese zeigt, auch außerhalb der Veranstaltungsstätten. Trotzdem, alle Toleranz, alles Verständnis haben immer dann eine Grenze, wo Haftungsrisiken der Veranstalter, wo Gesetze und Verordnungen dem Ganzen entgegenstehen. Stadionverbote bleiben ein Reizthema. Das grundsätzliche Recht des Vereins, Stadionverbote auszusprechen, wird ja auch zuweilen hinterfragt. Aus unserer Sicht ist es absolut notwendig, aber genauso ist es aus unserer Sicht notwendig, dass man eben Spielregeln einführt. Eine der Spielregeln ist sicherlich die Anhörung, aber ich sage das auch mal in aller Deutlichkeit, dass es da in der Qualität einen Unterschied gibt. Diejenigen, die Anhörungen mitgemacht haben, sehen die große Spanne der Qualitäten der Anhörung. Es gibt Anhörungen, die sind gehaltvoll und öffnen einem Verein oder einem Stadionverbotsbeauftragten die Augen, dass ein Stadionverbot in dem Fall falsch ist. Aber es gibt auch Anhörungen, die mit dem einfachen Begriff „Verarscherei“ optimal beschrieben sind. Und da muss ein Verein das Recht haben zu sagen: „Jetzt ist irgendwann mal auch gut.“ In dieser Spanne bewegt man sich, in dieser Spanne trägt man Verantwortung. Wir auf Schalke leben das, aber wir auf Schalke erfahren auch diese enorme Spanne zwischen berechtigten Vorhaltungen, ein Stadionverbot jetzt auszuheben oder es gar nicht auszusprechen, bis hin zu Versuchen, das Instrument Anhörungsrecht auch ein Stück weit zu missbrauchen. Wir sind in dieser Frage alle klug beraten, wenn wir die Spielregeln des Miteinanders beidseitig anerkennen.

Harald Stenger: Herr Heinen, bei der Diskussion „Fans vs. Polizei“ spielt immer auch das Wort Feindbild eine Rolle. Ich glaube, wir sind uns hier in dieser Runde einig, dass da in der Vergangenheit auch manches völlig überzogen und deplatziert war, weil die Polizei für das Gelingen des Gesamtprojekts Bundesliga einen wichtigen Beitrag leistet. Auf der anderen Seite war es nicht nur bei den Fans so, sondern auch bei der Polizei, dass es unglückliche Aktionen gab. Feindbild Polizei, Feindbild Fan. Wie würden Sie da den aktuellen Stand bezeichnen? Was ist noch zu verbessern in den nächsten Jahren?

Bernd Heinen: Das ist ja ein ganz schwieriges Thema und geeignet innerhalb von drei Sekunden mit einer falschen Aussage sofort zwei Lager zu schaffen, die keine Verbindung miteinander haben, und das möchte ich unbedingt vermeiden. Fans, die Böller und Flaschen geschmissen haben und ähnliche Dinge mehr, die betrachte ich nicht als Fans des Fußballs. Wir haben nun mal, und da gibt es auch für Fußballfans keine Freiräume, Recht und Gesetz, die zu beachten sind. Ein großer Vorteil, und das möchte ich ganz nach vorne stellen, unseres Nationalen Konzeptes ist, dass wir in den Dialog gekommen sind.

Aber wir müssen einen Dialog erreichen, der über das eigentliche Ereignis hinausgeht, indem wir uns verständigen „Was sind unsere Positionen, und was sind auch unserer notwendigen Positionen, die wir nicht verlassen können, weil es gesetzlich ja Aufträge gibt.“ Bei der Polizei gilt, dass wir zum Dialog bereit sind und dass auch die Polizei lernen muss, einen selbstkritischen Umgang mit ihrem Handeln als gute Fehlerkultur zu verstehen. In diesem Diskussionsprozess haben wir auch gemerkt, dass sich die Polizei auch verändern muss. Aber deutlich ist: Diejenigen, die Straftaten begehen, die die große Gruppe der Fans als Deckung nutzen, das sind Störer, wenn es um Gefahrensituationen geht, und Straftäter. Und das bleiben sie im Fußball, beim Eishockey, beim Basketball, im Demonstrationsgeschehen, wie in der Kneipe oder wo auch immer. Wenn eine solche Situation eintritt, hat die Polizei einen Strafverfolgungszwang und muss diesen umsetzen. Und da gibt es sicherlich Situationen, wo auch ich sage „Das hätte man aber anders und besser machen können.“ Sie kennen aus den Diskussionen den Vorwurf der Fans „Wir werden von der Polizei auf unserer Reise sehr uneinheitlich behandelt, wir fangen in Bayern an und wollen nach Hamburg und erleben unterschiedliche Länderpolizei, einmal dürfen wir zur Toilette, einmal dürfen wir nicht zur Toilette, einmal dürfen wir uns etwas zu trinken kaufen, einmal dürfen wir es nicht.“ Also das müssen wir vereinheitlichen. Von unserer Seite kann gerne der Grundsatz gelten „Sie sind alle erwachsene Leute, sie können das selbst organisieren. Ich bin froh, wenn ich meine Leute am Wochenende nicht da stehen haben muss.“ Aber zur Selbstorganisation gehört auch, und das ist auch ein Appell, sich von denen zu trennen, die dahin fahren, weil sie Ärger machen wollen. Und mir kann keiner sagen, dass man das bei der Abreise aus Karlsruhe nicht weiß, wer diejenigen sind, die Theater machen wollen.

Thomas Beckmann: Ganz kurz, denn ich möchte das nicht so im Raum stehen lassen, diese Forderung der Distanzierung, dass die Gruppen sich von den Leuten distanzieren sollen, die mal auffällig werden oder auffällig werden könnten. Da muss man sich einfach aus gruppenpsychologischer Kenntnis heraus Gedan-

ken machen: Was verlangt man denn da eigentlich von 15-, 16-, 17-Jährigen, die mit einer großen Gruppe unterwegs sind? Andere Leute zu denunzieren, Leute aus dem Freundeskreis oder den besten Freund meines Freundes? Das wird in der Praxis definitiv so nicht passieren. Wo wir ansetzen müssen, ist deswegen, dass innerhalb der Fangruppierung und der Fanszene ein Umdenken stattfindet und dass man dann auch mal – das gilt auch bei rassistischen Äußerungen – den Mut aufbringt, innerhalb dieser Reisegruppe den Mund aufzumachen und dagegen vorzugehen. Da setzen auch die Fanprojekte an, um dieses Verständnis zu schaffen. Dieses Verständnis von Respekt im Umgang miteinander, auch was beispielsweise die Polizei angeht. Da muss man also einen Schritt eher anfangen. Es ist leicht zu sagen: „Wenn Leute auffällig werden, warum distanzieren denn sich nicht alle anderen davon und denunzieren die am Ende?“ Aber das ist in der Praxis so einfach nicht umsetzbar.

Harald Stenger: Ja, die Halbzeit, die wir uns gegeben haben, ist um. Ich würde Sie bitten, in der gebotenen Kürze zu antworten. Was sind die Geburtstagswünsche von Ihnen hier vorne an die KOS?

Harald Denecken: Weiterhin Respekt, wenn er schon besteht. Und Akzeptanz dieser Institution auf Augenhöhe mit den Institutionen, die hier sitzen. Akzeptanz und Respekt. Die Fans sind da, die KOS ist da, sie bemüht sich zu vermitteln, und man soll dies akzeptieren.

Klaus Schäfer: Die KOS ist eine wichtige Institution. Aber sie kann nicht die Probleme dieser Welt lösen. Sie hat eine entscheidende Aufgabe, und die kann sie nur im Kontext mit den Vereinen und den Projekten wahrnehmen. Der KOS wünsche ich, dass es ihr gelingt, dass wir in Deutschland eine einigermaßen homogene Finanzierungsstruktur für die Fanprojekte haben, eine homogene Akzeptanzkultur und eine partnerschaftliche Balance zwischen polizeilichen, sozialpädagogischem und sportpolitischen Handeln und Einschätzungen.

Bernd Heinen: Also dann gratuliere ich dem Herrn Gabriel und seinen Mitarbeitern noch mal von dieser Stelle aus für die 20 Jahre. Ich freue mich, dass wir in den letzten Jahren so aufeinander zugegangen sind und erhoffe mir sehr, dass wir gerade diesen Konflikt, über den wir zuletzt gesprochen haben, weiter bearbeiten.

Peter Peters: Ich wünsche mir, dass die KOS dazu beiträgt, dass die Aufregtheit in mancher Diskussion, die dann oft auch fehlerhaft wird, zurückgeführt wird zu einem rationalen Austausch.

Thomas Beckmann: Oh, da ist es schwer, noch etwas draufzusetzen. Ich wünsche der KOS auf alle Fälle weitere Jahrzehnte erfolgreicher Arbeit und vor allen Dingen die Fortsetzung unserer intensiven, produktiven, fast schon freundschaftlichen Zusammenarbeit, damit wir die Ziele, die wir noch haben, auch umgesetzt bekommen. Dass wir wirklich auch dazu beitragen können, dass Fanprojekte nicht als Spielbälle benutzt werden, sondern als gleichberechtigte Partner. Und dass wir, so wie wir in dieser Runde sitzen, dieses Netzwerk weiter ausbauen und diese Zusammenarbeit rund um den Fußball auch gelebt wird.



20 Jahre KOS, 20 Jahre Beratung, Dialog und Vernetzung

Eine Einordnung

Michael Gabriel

Um einen realistischen Blick auf die Arbeit der Fanprojekte und der KOS zu werfen und deren langfristige Effekte einordnen zu können, ist es zunächst notwendig, sich die Rahmenbedingungen rund um den professionellen Fußball zu Beginn der 1990er-Jahre zu vergegenwärtigen.

In der Saison 1992/93 besuchten im Schnitt etwas mehr als 26.000 Zuschauer die Spiele der Bundesliga, die vielerorts in weitläufigen Stadien mit Leichtathletik-Laufbahnen ausgetragen wurden, die zur WM 1974 entstanden waren. Auswärts fahrende Fans gehörten zwar schon immer dazu – der sogenannte harte Kern der Fankurven – aber deren Zahl war in der Regel überschaubar. In der öffentlichen Wahrnehmung begleitete den Fußball der Ruf eines dumpfen Männersports, in dessen Umfeld sich nicht zufällig gewalttätige Hooligans tummelten. Nicht nur im Rahmen von Länderspielen waren regelmäßig rassistische und rechtsextreme Meinungsäußerungen zu vernehmen, denen auf den Rängen wie auch außerhalb selten widersprochen wurde.

Das öffentliche Interesse und die Bemühungen, den unzweifelhaft beliebtesten Sport in Deutschland von diesem Image zu lösen, wuchsen mit dem Einstieg des Privatfernsehens in die TV-Berichterstattung. Die Übertragungsrechte für die Saison 1992/93 wurden von SAT 1 für umgerechnet 70 Millionen Euro an Land gezogen, die Sendung „ran“ modernisierte und professionalisierte nicht nur die Berichterstattung. Viele Beobachter sehen einen Zusammenhang zwischen der moderneren Präsentation, die nicht nur das sportliche Geschehen attraktiver

darbot, sondern auch der sogenannten Umfeldberichterstattung größeren Raum zugestand, und einer damit einhergehenden Öffnung der Stadien für neue Zuschauersegmente.

2012, nur 20 Jahre später, erlöste die DFL mehr als 600 Millionen Euro vom Sender Sky für eine Saison, mehr als 2,2 Milliarden Euro für vier Jahre. Immer mehr Vereine entwickelten sich zu mittelständischen Unternehmen, um im härter werdenden globalen Konkurrenzkampf bestehen zu können, ein Konkurrenzkampf, in dem der sportliche Erfolg oft nur noch Transmitter für die Gelder aus der Unterhaltungsindustrie ist.

Ging man lange davon aus, dass zu viel Fußball im Fernsehen den Zuschauerzahlen im Stadion schadet, hat die Realität diese Befürchtung inzwischen aus dem Weg geräumt. Nicht nur die zur WM 2006 modernisierten Stadien sind voll, die Bundesliga ist mit einem Schnitt von etwa 43.000 Zuschauern pro Spiel die attraktivste Fußballliga weltweit. Für viele überraschend stimmen diesem Befund auch Fußballfans aus allen europäischen Ländern zu. Egal ob in Italien, England, Spanien oder Polen, die Fans in Deutschland werden beneidet. In den Stadien gibt es eine ausreichende Anzahl von Stehplätzen, die eine positive Entfaltung der Fankultur ermöglichen. Die Eintrittskartenpreise sind im Verhältnis noch recht moderat, und überall sind Kommunikationslinien zwischen Fans und Vereinen vorhanden, die eine Mitbestimmung von Fans im Prinzip ermöglichen.

Die mehr als 30-jährige Arbeit der Fanprojekte hat an dieser positiven Entwicklung einen gewichtigen Anteil. Die Wahrnehmung der Fanprojekte bei Vereinen, Verbänden und Politik hinsichtlich des Fußballs und seiner gesellschaftspolitischen Verschränkungen ist jedoch in der Regel kurzfristig und meist von den aktuellen Konflikten bestimmt, die durch die Kolleginnen und Kollegen aus den Fanprojekten – gemäß ihres gesellschaftlichen Auftrags – vermittelt und moderiert werden. Im schnelllebigen Fußballgeschäft bleibt oft wenig Zeit, Entwicklungen, gerade im Bereich der Zuschauerentwicklung, langfristig zu analysieren und zu bewerten. Aus Sicht der sozialpädagogischen Begleitung der Fans lohnt der Blick auf drei ausgewählte Themenfelder der letzten 20 Jahre, auch um deren Entwicklung in einen grundsätzlichen Kontext zu unserer Arbeit zu setzen.

Erhalt der Stehplätze

Nach den Katastrophen von Heysel und insbesondere Hillsborough mit ihren vielen Toten und in Zeiten, die von regelmäßigen Auseinandersetzungen der

Hooligans grundiert waren, stieg auch bei Politik und Fußball in Deutschland die Bereitschaft, die Stehplätze zur Disposition zu stellen. Man wollte die unruhigen und schwer zu kontrollierenden Kurven durch Ausschluss ruhig bekommen. Fans und Fanprojekte formulierten hier eine entgegengesetzte Position. Sie betrachteten diese Bereiche nicht als gefährlich, sondern als vital, denn hier fanden sich selbstbestimmt die jüngsten und oftmals aktivsten Fans. Die Stehplätze waren der infrastrukturelle Garant, damit dieser Sektor weiterhin lebhaft, offen und attraktiv blieb.

Das Fanprojekt in Bremen war der Dreh- und Angelpunkt der Bemühungen, die Interessen der Fans im Zuge des Neubaus des Weserstadions sichtbar zu machen und konstruktiv in die Debatte einzubringen. Im Fanprojekt konstituierte sich die Arbeitsgruppe „Sitzen ist für'n Arsch“, die gemeinsam mit einem Architekten ein sicheres und fangerechtes Modell der Ostkurve entwarf. Mithilfe einer nicht nur durch Fans breit unterstützten Kampagne führte dies etwas später zur fast schon kuriosen Situation, dass der Neubau des Stadions zu Dreiviertel abgeschlossen war, bis auf den Bereich der Ostkurve, da man sich hier noch im politischen Aushandlungsprozess befand. Letzten Endes war die neue Ostkurve in Bremen der Durchbruch für den Erhalt der Stehplätze in Deutschland. Die Einrichtung der KOS 1993 fiel exakt in die Hochphase dieses Konflikts. Die ersten beiden Bundeskonferenzen in Bochum und Leipzig wurden inhaltlich von der Stehplatzfrage dominiert. Als das überregionale Fanbündnis aktiver (damals noch antifaschistischer) Fußballfans (BAFF) 1994 zu einer bundesweiten Fandemonstration zum Erhalt der Stehplätze in der Otto-Fleck-Schneise direkt vor der Zentrale des DFB aufrief, war es fast schon zwangsläufig der langjährige Leiter der KOS, Thomas Schneider, der die Gespräche zwischen Vertretern des DFB und einer Delegation der Fans moderierte. Mühsam, aber immer im Sinne der Sache agierend, gelang es allen Parteien, die Berührungspunkte etwas abzubauen, und später nahmen dann sogar – wiederum auf Vermittlung der KOS – der damalige DFB-Sicherheitsbeauftragte Wilhelm Hennes und der Pressechef Wolfgang Niersbach an einer Podiumsdiskussion in der „Höhle des Löwen“ teil: im Rahmen eines Fankongresses von BAFF im Salvador-Allende-Haus in Oer-Erkenschwick.

Ganz bestimmt waren die Vertreter des Verbandes seinerzeit – um es freundlich zu formulieren – nicht glücklich, wenn die Fanprojekte oder die KOS immer wieder in die Diskussion einsteigen wollten. Aber die konstruktive Penetranz auf der einen wie auch die konstruktive Geduld auf der anderen Seite haben sich letzten Endes gelohnt. Dass im weiteren Verlauf, insbesondere im Rahmen der Stadionmodernisierungen für die WM 2006, an vielen Orten Fangruppen immer selbstverständlicher in die Planungen integriert wurden und das gesellschafts-

politische Ziel einer Partizipation der Jugendlichen an sie betreffenden Entscheidungen so praktisch ermöglicht wurde, ist ohne die Erfahrungen im Kontext der Stehplatzdebatte kaum denkbar. Die Glückwünsche aus ganz Europa, aber auch die vielen Informationsbesuche von Fans, Vereinen und Politikern, die sich für das deutsche Erfolgsmodell interessieren, unterstreichen eindrucksvoll die Richtigkeit der damaligen Entscheidung. Der Fußball reüssiert ökonomisch, die Fans und die Fanprojekte sind zufrieden, dass die Kurve als sozialer Ort realer gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse jungen und weniger wohlhabenden Menschen weiterhin zugänglich ist.

Gegen Rechtsextremismus, Rassismus, Diskriminierungen und für eine offene Fankurve

Die Bekämpfung von Rechtsextremismus, Rassismus und Diskriminierung gehörte von Beginn an zu den vordringlichsten Zielen der Arbeit der Fanprojekte, der Bereich ist ein Tätigkeitsschwerpunkt. Anfang der 1980er-Jahre riefen rechtsextreme Gruppen dazu auf, in der Fankurve Nachwuchs zu rekrutieren.

Den Fanprojekten geht es gerade nicht um plakative Kampagnen. Die Unterstützung von Gruppen, die für eine diskriminierungsfreie Fankultur kämpfen, ist eine zentrale Orientierung ebenso wie die Initiierung von langfristigen Diskussionsprozessen innerhalb der Fanszene. Pädagogisches Ziel ist es, diese Prozesse so zu strukturieren, dass sie innerhalb demokratischer Regeln verlaufen. Jugendliche sollen ermächtigt werden, ihre Interessen zu erkennen und für sie einzustehen. Verkürzt gesagt, das Erlernen eines demokratischen Interessenausgleichs steht im Vordergrund.

Auf Akzeptanz in der Fankultur können die pädagogischen Interventionen der Fanprojekte jedoch nur stoßen, wenn sie nicht mit dem erhobenen Zeigefinger daherkommen, sondern sich nah an der Lebens- und Erfahrungsrealität der jungen Menschen orientieren. Das scheint in den letzten 20 Jahren gut gelungen zu sein, schaut man sich die große Zahl der Faninitiativen in den Fanszenen bundesweit an, die sich gegen Rassismus und für eine diskriminierungsfreie Fankultur engagieren. Auch alle drei bundesweiten Faninitiativen – BAFF, Unsere Kurve und Pro-Fans – sind hier in ihrer Haltung eindeutig.

Aufbauend auf der Nähe und der konkreten Beziehungsarbeit zu und mit den Jugendlichen transportieren die Fanprojekte in einem zweiten Schritt kritische

Themen dieser Art in das gesellschaftliche Zentrum, zur Politik, zu den Vereinen und Verbänden und zur Polizei. Das ist oftmals nicht auf Gegenliebe gestoßen, die Mitarbeiter/innen der Fanprojekte als Überbringer der schlechten Nachrichten trafen regelmäßig auf Ablehnung. Aber auch bei diesem Thema hat sich über die Jahre vieles zum Positiven gewandelt. Wehrten der DFB und viele Vereine die Verantwortung für das Thema anfangs gerne ab, so sind doch deutliche Fortschritte zu erkennen. Heute gibt es wohl nur wenige Verbände weltweit, die sich so kontinuierlich und aktiv engagieren wie der DFB und dabei auch einer Hierarchisierung von Diskriminierungsformen entgegenwirken. Mit dem Julius-Hirsch-Preis, der kontinuierlichen Unterstützung des Erinnerungstages im deutschen Fußballs zur Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz oder dem glaubwürdigen Engagement gegen Homophobie ist der DFB für seine Mitgliedsorganisationen und alle Vereine ein gutes und verantwortungsvolles Vorbild.

Eine Sichtweise, dass rechtsextremistische Bestrebungen in den zurückliegenden 20 Jahren an Bedeutung verloren haben, bliebe ausschließlich an der Oberfläche verhaftet. Wenn heute eine Vielzahl von Fans auf den Stehrängen ihre eigenen sozialen Räume gestalten, so erfahren sie hierbei ein Gefühl der *Selbstwirksamkeit*, ein entscheidendes Merkmal der Identitätsentwicklung. Dies ist der Grund, warum die Fanprojekte – ihrem sozialpädagogischen Auftrag folgend – stets die aktive und lebendige Fankultur unterstützen. In ihr erfahren die Jugendlichen einen Identitätsgewinn und erleben Reifungsprozesse, die einer „Führermentalität“ und einer Logik der Ausgrenzung entgegenstehen. Obwohl sich die gesellschaftliche Schere von Arm und Reich zunehmend öffnet, sind es so bislang wenige Orte geblieben, wo Rechtsextreme unter den Fans unwidersprochen auftreten können.

Die Chancen, die der Lernort Fankurve bietet, gehen aber, wie oben schon angedeutet, weit über das Thema Rassismus und Rechtsextremismus hinaus. Aus Perspektive der Fanprojekte ist der Erhalt dieses Raumes auch deswegen anzustreben, weil er sich abhebt von der reinen neoliberalen Lehre, die in anderen Feldern der Unterhaltungsindustrie (Germanys next Topmodel, Deutschland sucht den Superstar usw.) transportiert wird. Hier finden Auseinandersetzungen gesellschaftspolitischer Relevanz statt, die weit über den Fußball hinausreichen. Beispielsweise mag es für Teile der Polizei anmaßend sein, wenn sich jugendliche Fans für eine Kennzeichnungspflicht von Polizisten einsetzen, für die Verfechter einer lebendigen und gelebten Demokratie ist kritische Einmischung dieser Art nur zu begrüßen.

Stadionverbote

Als 1993 mit der Einführung des Nationalen Konzepts Sport und Sicherheit die bundesweiten Stadionverbote eingeführt wurden, waren die Fanprojekte die ersten, die sich kritisch zu Wort meldeten und eine Entwicklung prophezeiten, die dann auch tatsächlich in all ihrer Negativität eingetreten ist. Die unterschiedlichen Auffassungen zwischen den Institutionen des Fußballs und den Fanprojekten waren nicht überraschend. Die zentrale Handlungsmaxime der Fanprojekte lautet Integration und nicht Ausschluss, während die Vereine in der Sicherheitsverantwortung für alle Zuschauer stehen. Die Klubs sind auf eine gute Kooperation mit den Sicherheitsbehörden angewiesen, die jedoch an vielen Standorten, aufgrund der inhaltlichen und manchmal strukturellen Schwächen der Vereine, das Heft des Handelns in die Hand genommen haben.

Die Kritik der Fanprojekte am Instrument der bundesweiten Stadionverbote bezog sich insbesondere auf die Anonymität des Verfahrens, die intransparente Umsetzung und die nicht vorhandenen Möglichkeiten für Betroffene, von den Vereinen gehört zu werden bzw. Widerspruch einzulegen. Bis heute ist jedoch der wichtigste Aspekt nicht erkannt, dass nämlich Stadionverbote bei jungen Menschen eine enorm angstbesetzte Seite berühren: die, ausgeschlossen zu werden aus einem hochbesetzten und emotional ungemein wichtigen sozialen Bezugssystem. Geschieht dies zusätzlich auf eine als kalt empfundene technokratisch-anonyme Art und Weise, wie es in den Richtlinien formuliert ist, liegen negativ-destruktive Reaktionen vonseiten der Jugendlichen nahe. Diese kommen mit einem riesigen emotionalen Hunger nach Anerkennung und Aufmerksamkeit zu ihren Vereinen in die Stadien und haben mindestens den Anspruch, dass mit ihnen fair und respektvoll umgegangen wird und sich ihr tiefer Wunsch nach Identifikation erfüllt. Bis heute haben die wenigsten Vereinsvertreter ein Verständnis dafür entwickelt, dass der Umgang mit dem Instrument Stadionverbot als ihre Art der Kommunikation mit der Fanszene wahrgenommen wird. Symbolisch lautet hier die – Angst erzeugende – Botschaft: „Seid brav, oder wir grenzen euch aus.“

Den Fanprojekten war eines immer klar: Nimmt sich ein Verein die Zeit, hört sich die betroffenen Jugendlichen an und gibt ihnen eine faire Chance – was die Aussprache eines Stadionverbotes nicht ausschließt –, steigen die Interventionsmöglichkeiten in die Fanszene enorm. Der Verein wird auf diese Art als ehrliche Autorität anerkannt. Die Haltungen zum Thema bundesweite Stadionverbote scheinen mir aus heutiger Sicht immer noch ziemlich weit auseinander zu liegen.

Ermutigend ist, dass die Rückmeldungen der Vereine, die, durch intensive Beratung der Fanprojekte begleitet, ein Anhörungsrecht eingeführt haben und dies konsequent und persönlich umsetzen, durch die Bank positiv sind.

Vermittlungskompetenz bei kritischen Themen

Der beliebteste Sport der Menschen in Deutschland, ein Geschäft, in dem Milliarden umgesetzt werden, bewegt sich in einem extremen Spannungsfeld, das von unterschiedlich machtvollen Interessengruppen dominiert wird und in dem ein ständiger Aushandlungsprozess im Gange ist. Der Fußball als Sport ist wohl deswegen so attraktiv, weil er sehr einfach zu verstehen und ebenso einfach zu organisieren ist. Im Grunde genügt etwas halbwegs Rundes, und das Spiel kann beginnen. Millionen von Menschen teilen diese praktischen Erfahrungen und tragen sie als Zuschauer in die Arenen des Spitzensports, wo sie, verstärkt durch eine oftmals hohe lokale Bindung, selbst zu einem Bestandteil des Spiels, zum 12. Mann oder zur 12. Frau werden, den Fußball auf diese Weise „mit Gesellschaft aufladen“ und ihm damit seine überragende Bedeutung verleihen.

In den letzten 30 Jahren haben die Fanprojekte durch ihre kritisch-loyale Unterstützung der Fans bei deren Selbstorganisation sehr stark dazu beigetragen, sie zu einem ernstzunehmenden und konstruktiven Verhandlungspartner für Politik, Vereine und Verbände zu machen. An manchen Orten stellen Supporters Clubs oder Fanabteilungen schon lange die größten Abteilungen in den Vereinen, sitzen deren Vertreter in den Vorständen und spielen eine entsprechend bedeutende Rolle bei Mitgliederversammlungen. Bei der letzten Anhörung im Sportausschuss des Deutschen Bundestags war zum ersten, aber sicher nicht zum letzten Mal ein Vertreter einer Fangruppe eingeladen, ausgestattet mit einem Mandat seiner mitgliederstarken bundesweiten Fanorganisation. Die gesellschaftspolitischen Potenziale, die mit der Selbstorganisation und Partizipation einhergehen, werden bei einem Blick auf die aktuellen Kontroversen deutlich. Bei „Kein Zwanni. Fußball muss bezahlbar sein“ setzen sich Fußballfans über Vereinsgrenzen hinweg für eine soziale Preisgestaltung ein, um so den Zugang für alle gesellschaftlichen Schichten zum Fußball weiterhin zu ermöglichen. Und bei den ebenso breit mitgetragenen Protesten gegen einen kommerziellen Ticketanbieter („ViaNoGo!“), dessen Geschäftsangebot an die Vereine einem legalisierten Schwarzmarkt gleichkommt, geht es um eine transparente und gerechte Verteilung der Eintrittskarten. In beiden Fällen treten die Fans bewusst auch in

einen Konflikt mit ihrem Bezugsverein. Jene Vereine, die sich eine Haltung erarbeitet haben, den oftmals kurzfristigen Verdienstmöglichkeiten zu widerstehen, und die strategisch so aufgestellt sind, dass sie sich ernsthaft mit den Anliegen der Fans auseinandersetzen können, werden langfristig davon profitieren, auch wenn dies aktuell bedeutet, auf den einen oder anderen Zusatzverdienst zu verzichten.

Dies wird durch einen Blick über die Grenzen in Länder mit einer vergleichbaren Fußballtradition deutlich. Ob in Italien, Spanien oder Frankreich – nirgendwo gibt es einen vergleichbaren Organisationsgrad von Fußballfans auf lokaler oder nationaler Ebene. In keinem der europäischen Fußballländer – vielleicht mit England als Ausnahme – sind die Rahmenbedingungen wie auch die Bereitschaft für eine Einbindung von Fans und deren Interessen so gut wie in Deutschland. So ist es kein Wunder, dass oft der Blick auf Fans als Problem dominant ist und dementsprechend vorurteilsbehaftet auch der Umgang. Durch das einzigartige Modell der kritischen und unabhängigen Fanprojekte stellt sich die Situation in Deutschland deutlich positiver dar. Vielleicht war es für den einen oder anderen Manager oder Präsident in der jeweiligen Auseinandersetzung anstrengend und nervenaufreibend, aber wie ein langjähriger Bundeskanzler anmerkte: Es zählt, was am Ende rauskommt. Und an dieser Stelle gilt es, nicht nur den Fanprojekten in Deutschland zu ihrer geleisteten Arbeit zu gratulieren, sondern auch die Weitsicht einer sozialintegrativen Politik zu betonen, die dieses einzigartige Modell vor 20 Jahren aufs Gleis gesetzt hat und bis heute unterstützt. Das Gleiche gilt selbstredend auch für den Fußball. In diesem Zusammenhang die nackten Zahlen: Die KOS war 1993 Dachverband für 12 Fanprojekte und ist es heute für 56.

So beeindruckend sich diese Bilanz auch liest, ein kritisches Wort mit Blick in die Zukunft zum Schluss: Mit den Debatten rund um das Sicherheitspapier des Ligaverbands zum Ende des Jahres 2012, die bekanntlich in den beeindruckenden szenenübergreifenden und breit getragenen Protest der Initiative „12:12“ gemündet haben, wurde deutlich, wie bedeutsam eine zuverlässige, kontinuierliche und ernstgemeinte Einbindung von Fußballfans in das Geschehen rund um die Vereine ist. Bis heute gibt es jedoch höchstens eine Handvoll Vereine, die sich inhaltlich und strukturell in die Lage gebracht haben, das Potenzial der Fankultur einzubinden und auch im Sinne des Vereins langfristig so nutzbar zu machen, wie es das beeindruckende Beispiel des Stadionbaus bei Union Berlin zeigt. Immer noch dominiert eine passive und defensive Herangehensweise, ohne dass eine Idee oder gar ein Konzept erkennbar wäre, wie ein Verein das Zusammenspiel mit seinen Fans gestalten kann. Diese inhaltlichen Leerstellen werden zunehmend von den gut organisierten und kritischen Fanszenen gefüllt. Im Sinne einer

positiven Weiterentwicklung ist es meines Erachtens für Vereine wie auch DFB und DFL dringend geboten, sich offen und bereitwillig dieser Aufgabe zu stellen, gerade weil die Fans perspektivisch der wichtigste Bündnispartner für den Erhalt des sozialen Erlebnisses Fußballs, für den Erhalt des sozialen Erlebnisraums Fußballstadion sind.

Angesichts der Notwendigkeit eines zuverlässigen Dialogs mit den Fans, die im Zuge der Debatte um das Sicherheitspapier mehr als deutlich geworden ist, darf es nicht bloß um eine passive Verwaltung der Fanthemen gehen, sondern die Klubs müssen Strategien und Instrumente entwickeln, die sie zukünftig in die Lage versetzen, aktiv die Potenziale der Fankultur einzubinden. Die Fanprojekte sind genau hier unverzichtbar.

Mit Dank an Fedor Weiser

Fachtag im Haus der Jugend

Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Heidi Thaler (KOS)



Gerd Wagner (KOS)



Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Dr. Dariusz Lapinski, Polen



Thomas Gaßler, Österreich; und Thomas Gander, Schweiz



Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Podiumsdiskussion „Der internationale Blick – Fanarbeit in Europa“



Dieter Bott (Soziologe)



Thomas Schneider (ehemaliger KOS-Leiter)



Über die Jugend und andere Krankheiten

Klaus Farin

„Die“ Jugend ist schlecht. Sie gilt als respektlos und unpolitisch, konsum- und markenverliebt; sie raucht, trinkt und kiffst zu viel und engagiert sich zu wenig; anstatt gute Bücher zu lesen, verstümmelt sie die deutsche Sprache in Chattrooms und SMS-Botschaften; statt reale Beziehungen zu knüpfen, sitzt sie autistisch vor dem PC und sammelt virtuelle Freunde bei Facebook. Das ist an sich nichts Neues. Seit Sokrates vor mehr als 2.000 Jahren heißt es über jede Jugend, sie sei schlimmer als die letzte – sprich: wir selbst. Woher kommt diese negative Einschätzung der jeweiligen Jugend?

Zunächst: Seit der Moderne wissen wir fast alles, was wir über die Jugend zu wissen glauben, aus den Medien. Und das ist größtenteils falsch. Populärmedien sind keine objektive, gar wissenschaftliche Instanz, sondern ein Teil der kommerziellen Unterhaltungsindustrie. Sie bilden nicht die Realität im Ganzen ab, sondern nur deren vermarktbarsten Facetten. Sie leben nun einmal davon, stets das Normale zur Sensation zu erklären – siehe etwa die voyeuristische Erwartung, dass sich endlich ein aktiver Profi als homosexuell outet – und das Außergewöhnliche, Nicht-Alltägliche in den Vordergrund zu rücken und zur Normalität zu erheben: Drei besoffene Fußballfans, die rassistische Sprüche skandieren, erfahren so eine bundesweite Medienresonanz; eine Fangruppe, die sich seit Monaten aktiv gegen Rassismus und Rechtsextremismus engagiert, ist kaum der Lokalzeitung ein paar Zeilen wert. Die gute Nachricht ist keine. Und was nicht in den Medien stattfindet, gibt es nicht. Zudem neigen Medien in Zeiten harten Konkurrenzkampfes dazu, ihre Themen weiter zuzuspitzen. „Keine Jugendgewalt“ oder „immer weniger“ Gewalt sind auch kein Thema. Und so heißt es tagtäglich: „immer mehr“ Jugendgewalt, „immer brutaler“ die Täter. Da ist Sensation statt Information gefragt, immer schneller, immer schriller, immer billiger. Da veröf-



fentlicht das Kriminologische Forschungsinstitut Hannover eine 131-seitige Studie „Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt“, deren Hauptfazit lautet: Jugendgewalt und Jugendkriminalität sind in den letzten zehn Jahren zurückgegangen. Auf acht Seiten dieser Studie behaupten die Forscher unter Führung ihres Rechts extremismusexperten Christian Pfeiffer: 3,8 Prozent der Neuntklässler seien Mitglied in rechtsextremen Kameradschaften. In absolute Zahlen umgerechnet und die Siebt-, Acht- und Zehntklässler mitberücksichtigt, bedeutete dies, dass etwas mehr als 100.000 unter 18-Jährige in Deutschland organisierte Rechtsextreme sind. Schon ein kurzer kritischer Blick offenbart eigentlich, dass dies absoluter Blödsinn ist und die befragten SchülerInnen unter „Kameradschaft“ offenbar etwas anderes verstanden als organisierte Rechtsextreme. Dennoch wird dieser Fauxpas in den nächsten Tagen zum in der Regel unreflektierten Hauptthema der Berichterstattung über diese Studie, der Rest ist vergessen.

Ein anderes Beispiel, knapp ein Jahr später: Beim Relegationsrückspiel zwischen Fortuna Düsseldorf und Hertha BSC am 15. Mai 2012 missverstehen Fortuna-Fans einen Pfiff des Schiedsrichters als Schlusspfiff und stürmen in der vorletzten Spielminute auf den Rasen, um mit ihren Spielern den Aufstieg zu feiern. Obwohl es selbst laut dem Polizeibericht „weder vor, während noch nach dem Spiel zu gravierenden körperlichen Auseinandersetzungen oder Gewalt“¹ gekommen war, sprachen Medien anschließend von einem „Blutbad“ und „Todesangst“ der Spieler, beschäftigten sich Talkshows und sogar die Bundesregierung mit diesem Thema.

Medien leben von Schlagzeilen; wenn es keine gibt, helfen sie gerne nach. Nicht nur *Bild*, Jauch & Co., auch die seriöseren fokussieren ihren Blick auf das Extreme und das Negative. So formt sich – in unzähligen „Berichten“ immer wieder alarmistisch auf den Markt geworfen – ein sehr einseitiges, Angst auslösendes Bild der Jugend in den Köpfen der Menschen: immer mehr, immer jünger, immer brutaler. Immer schlimmer, diese Jugend!

Allerdings: Medien sind niemals Ursache, allenfalls Treibriemen für Einstellungen. Sie wirken nur da, wo ihre Botschaften auf fruchtbaren Boden fallen. Niemand wird zum Neonazi, weil er Rechtsrock hört, niemand zum Amokläufer, weil er Counterstrike spielt, niemand zum Hooligan, weil er den *kicker* liest. Medien können nur an dem andocken, was schon in den Köpfen der Menschen ist. Doch die Lebenseinstellungen und das Menschenbild der Erwachsenen haben sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Bis in die 1970er-Jahre hinein dominierte in den den Zeitgeist prägenden bürgerlichen Milieus eine trotz Faschismus aus den

¹ Polizei Düsseldorf, Pressestelle, 16. Mai 2012

Aufbruchjahren des 20. Jahrhunderts hinübergerettete naiv-romantische Sicht des Menschen auch das Jugendbild: „Der Mensch ist gut“ (Leonhard Frank 1917) – man muss ihm nur die geeigneten Rahmenbedingungen bieten, damit sich das Gute auch entfalten kann. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt: Der Mensch ist nicht mehr Hoffnungsträger, Motor und Wegbereiter von Fortschritt und Utopia, sondern in erster Linie zum Sicherheitsrisiko mutiert. Je weniger Grenzen die Staaten trennen, desto höher sprießen offenbar die Gartenzäune. Die Pluralisierung und Individualisierung unserer Lebenswelten bedeuten Chancen und Risiken; die Flexibilisierung von Lebensmodellen sind ein Segen für ressourcenstarke, selbstbewusste Menschen, erwecken aber auch kleinbürgerliche Ängste und Xenophobien jeglicher Art. Auch viele Erwachsene sind verunsichert. Langfristige Lebenspläne, sichere Zukunftsperspektiven sind obsolet, die „Hartz IV“-Gesetze haben auch die Privilegien der einst sich vor dem sozialen Abstieg sicher wählenden Mittelschichten gestrichen. Der Neoliberalismus strömt wie ein Gas durch die Gesellschaft, auch die einstmals für Liberalität und gesellschaftlichen Fortschritt stehende Bürgerkultur fährt die Ellbogen aus und entwickelt sozialdarwinistische Blüten (vgl. Heinzlmaier 2013). Die sich auf der Basis globaler Unsicherheiten verbreitende kulturpessimistische Grundhaltung großer Teile der Bevölkerung bekommt insbesondere die Jugend zu spüren, die seit jeher gerne als Blitzableiter für gesamtgesellschaftliche Fehlentwicklungen genommen wurde. Ob Rechtsextremismus, Gewalt, Kriminalität oder Alkohol- und Drogenkonsum – stets konzentrier(t)en sich sowohl die Populärmedien als auch die Forschung auf die junge Generation. Man muss kein Psychoanalytiker sein, um zu erkennen, dass die Gesellschaft ihre eigenen Sündenfälle gerne auf die Jugend überträgt.

Das repressive Revival

Seit einigen Jahren stellen wir jedoch mit Sorge fest, dass diese kulturpessimistische Grundhaltung gegenüber der Jugend verstärkt mit repressiven Forderungen unterlegt wird. Die Jugend muss geschützt werden – ob sie es nun will oder nicht. Pädagogisch und jugendschützerisch verbrämt werden jugendliche Freiräume immer weiter eingeschränkt. Jugend heute ist von einem „pädagogischen System fürsorglicher Belagerung“ umstellt, „das ausufernde Präventionsdenken in unserer Gesellschaft stattet sich mit immer rigideren Kontrollwünschen aus, welches ganz besonders Jugendliche betrifft“, stellt Werner Lindner,

Professor für Sozialwesen in Jena, fest und benennt nur ein paar Beispiele (vgl. Lindner 2011, 106 u. 207f):

- die flächendeckende Überwachung des städtischen Raums, vor allem der künstlichen Einkaufszonen, mit Kameras und privaten Sicherheitsdiensten, die besonders auf jugendliche BesucherInnen angesetzt werden;
- der Ultraschallstörgeräuschsender Mosquito, der mittels Schallwellen in hohen Frequenzbereichen zwischen 17 kHz und 18,5 kHz (die Menschen über 25 Jahren oft nicht mehr hören können) „herumlungernde“ Teenagercliquen vertreiben sollte, „die durch ihr unsoziales Verhalten die Öffentlichkeit belästigen oder bedrängen“ (so der Beipackzettel des Herstellers²);
- polizeiliche Sonderkommandos in zahlreichen Städten z.B. gegen Graffiti-Sprayer;
- das Solariumverbot für Jugendliche seit dem 31. Juli 2009;
- die Verpflichtung für arbeitslose Jugendliche unter 25 Jahren, bei ihren Eltern zu wohnen, wenn sie Arbeitslosengeld oder eine andere staatliche Förderung beziehen wollen (Hartz-IV-Gesetz);
- die 2008 eingeführte nachträgliche Sicherheitsverwahrung von jugendlichen Straftätern („die sechste Verschärfung des § 66 StGB innerhalb der letzten neun Jahre“ [Lindner 2011, 108]), die fast nahtlos an das „Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher“ vom 24. November 1933 anknüpft;
- ein abstruser Kontrollwahn auch beim Fußball, in den Stadien und drum herum, gepaart mit einer pauschalisierenden Kriminalisierung und Stigmatisierung jugendlicher Fans und Fangruppen wie den Ultras, der mit der realen Sicherheitslage nichts mehr gemein hat.

Lindners Fazit lautet, dass es „öffentliche, frei zugängliche und unverzweckte Räume, also Räume ohne vorab festgelegte Funktionserwartungen, kaum mehr gibt. Die Alltags- und Lebenswelten von Jugendlichen – insbesondere in den Städten – werden zusehends funktionalisiert, verdichtet, kommerzialisiert und der öffentlichen Überwachung und Kontrolle unterworfen.“ (Lindner 2011, 110)

Vielleicht sind deshalb auch die virtuellen Welten für immer mehr Jugendliche so attraktiv. Mit Ausnahme von Facebook, das längst zum Massenportal geworden ist und immer mehr auch von älteren Generationen genutzt wird und daher qualitativ bereits in der Altersgruppe der 18- bis 30-jährigen an Relevanz verliert, kennen die meisten Erwachsenen kaum die Namen dieser sozialen Netzwerke,

² Vgl. www.spiegel.de/schulspiegel/leben/0,1518,549176,00.html

haben sie in den meisten Fällen schon gar nicht selbst genutzt. Die virtuellen Welten des elektronischen Universums sind weitgehend erwachsenen- oder zumindest eltern- und lehrerfreie Zonen. Jugendkulturen wie die Emos, Gothic Lolitas oder Visuel Keis boomen derzeit dank des www – dort kann jede/r partizipieren, sich blitzschnell die neuesten Sounds, Moden und Styles aneignen. Auch wenn er oder sie eigentlich in einem Dorf wohnt und kein anderer jugendkulturell bewegter Mensch weit und breit zu sehen ist: Als Angehörige/r der weltweiten Netz-Community findet man immer Freunde und Freundinnen, die genauso denken wie man selbst.

Doch auch diese letzten Reservate jugendlicher Unkontrolliertheit zu erobern, müht sich derzeit eine ganze Jugendschützerindustrie fleißig und mit Erfolg – nicht etwa, indem sie selbst in diese spannenden Kreativwelten einsteigt, um dort auf Augenhöhe mit jugendlichen UserInnen zu kommunizieren, sondern um auch diese unter dem Alarmschrei der „Medienverwahrlosung“ (so der Hannoveraner Computerexperte Christian Pfeiffer³) unter ihre Aufsicht zu bringen und keimfrei zu gestalten. Jugendkulturen sind ein Versuch, dieser Umklammerung der Erwachsenengesellschaft wenigstens auf Zeit zu entgehen.

Die Fakten: Wir erleben gerade die bravste Jugendgeneration seit Jahrzehnten

Dieses autoritäre Revival und die Panik vor der Jugend erscheinen umso absurder, als alle Jugendstudien derzeit zu einem vollkommen anderen Bild von „der Jugend“ kommen: Die heutige Jugendgeneration ist mit Abstand die bravste seit Generationen. Jugendgewalt und -kriminalität sinken seit Jahren (vgl. etwa Baier/Pfeiffer u. a. 2011). Trotz im Alltag von Jugendlichen allseits präsenter Pornografie ergab eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) von 2010, dass der erste Geschlechtsverkehr heute durchschnittlich ein Jahr später als noch in den 1980er-Jahren stattfindet und überhaupt Jugendliche eher prude als offensiv mit dem Thema umgehen: „Verglichen mit der letzten Erhebung von 2005 sank bei den 14-jährigen Mädchen der Anteil derer, die bereits Sex hatten, deutlich von zwölf auf sieben Prozent. Bei den gleichaltrigen Jungen fiel er sogar von zehn auf vier Prozent. Bei den 17-jährigen Mädchen reduzierte sich der Anteil

³ Handschriftliche Notiz des Verfassers im Rahmen einer Podiumsdiskussion mit Christian Pfeiffer

derjenigen mit Sex-Erfahrungen von 73 auf 66 Prozent, bei den Jungen blieb er mit 65 Prozent nahezu konstant. [...] In der Regel erleben deutsche Jugendliche ihr erstes Mal in einer festen Beziehung.“⁴ Die Repräsentativerhebung der BZgA „Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2011“ zeigt, dass der Konsum von Alkohol, Tabak und Cannabis unter Jugendlichen in den letzten zehn Jahren kontinuierlich zurückgegangen ist. „Bei minderjährigen Jugendlichen hat eine Trendumkehr im Suchtmittelkonsum stattgefunden. Dies lässt sich am Rückgang beim Tabakkonsum auf einen neuen Tiefstand, am Rückgang im Cannabiskonsum und jetzt auch beim Rauschtrinken festmachen“, erklärt Prof. Dr. Elisabeth Pott, Direktorin der BZgA. Jugendliche saufen, rauchen, kiffen und prügeln sich weniger als die heutige Elterngeneration zu ihrer Jugendzeit, leben Sex stärker in festen Beziehungen aus, stehen auf Treue und Familie und sind eher bereit, sich ehrenamtlich zu engagieren. Würden sich die Alten einmal die Jungen zum Vorbild nehmen, wäre diese Gesellschaft mit Sicherheit zivilisierter und ein ganzes Stück weniger gewalttätig.

Brave Jugend! – Unpolitische Jugend?

Ein weiterer Mythos besagt, die heutige Jugend sei unpolitisch, unengagiert. Nur Spaß, wenig Sinn. Befragt man Jugendliche selbst, bestätigen diese den Verdacht. Wer weiter nachhakt, stellt jedoch bald fest, dass Jugendliche offenbar „Politik“ nur anders definieren: Politik wird von ihnen selten als Prozess und Chance der Gestaltung ihres eigenen Lebensalltags gesehen, sondern auf Partei- und Regierungspolitik reduziert, auf etwas Unangenehmes oder zumindest Abstraktes, das auf für sie unerreichbaren und undurchschaubaren Ebenen stattfindet. Politiker gelten als unehrlich (selbst Millionenhonorare kassieren und über „soziale Ungerechtigkeit“ schwadronieren) oder unfähig und schon allein kulturell/ästhetisch als jugendfreie Berufsgruppe. So schätzen sich heute nur rund 10 Prozent der Jugendlichen selbst als „politisch engagiert“ ein, gleichzeitig hat aber jeder dritte Jugendliche schon „mindestens einmal“ an Demonstrationen teilgenommen, jede/r vierte Jugendliche sich sogar regelmäßig unentgeltlich zum Beispiel in der sozialen Arbeit, im Umweltschutz, in antirassistischen Gruppen, Internetmagazinen oder jugendkulturellen Projekten betätigt.

4 Die komplette Studie kann hier kostenlos heruntergeladen werden: <http://goo.gl/zivfjP>

Dennoch wäre es Unsinn, hier den Mythos einer allgemein engagierten Jugend zu verbreiten. Die Mehrheit jeder Generation ist bieder, konsumtrottelig und unengagiert. Das ist bei den Jungen kaum besser als bei den Alten. In einer Waren- und Konsumgesellschaft ist selbstverständlich die Mehrzahl der Bevölkerung passiv, unkritisch, konsumsüchtig. Das ist der Preis, den wir zahlen müssen, damit dieses System funktioniert. Ständig kaufen, was wir eigentlich gar nicht brauchen, kaufen statt selber machen, Massenprodukte statt kreative Eigenschöpfungen. Das gilt auch für die Jugend. Wie sollte es auch anders sein: Schließlich haben sie es ja von uns so gelernt.

Wir leben in einer Gesellschaft der Couch-Potatoes, der mehrheitlich Nicht-Engagierten, der bloß Konsumierenden all dessen, was der bunte Markt uns offeriert – ob Politik oder Sport, Musik oder Theater, Sex oder Gesinnung. (Nebenbei: Ganze Branchen leben auch ganz gut davon, die Folgeschäden und Nebenwirkungen dieser permanenten Konsumsucht zu beseitigen: Diätprogramme, Fitnessstudios, Wellnessprodukte, Schönheitschirurgen, Polizei, Kriminalprävention, Schuldenberatungen usw.) Es sind stets nur Minderheiten, die sich in Konsumgesellschaften engagieren, die durch ihr Engagement aber zugleich – wie wir am Beispiel der 68er gesehen haben – die gesamte Gesellschaft verändern können.

Diese Engagierten, diese Kreativen gibt es auch heute. Doch es ist schwieriger, die grundsätzlich vorhandene Bereitschaft zu aktivieren. In Zeiten, in denen wir schon von Kind auf erfahren, der Markt bietet uns alles, was wir wünschen, wir brauchen es nur zu kaufen, müssen wir kreatives Engagement wieder neu erlernen, erproben, von Kind an trainieren, erfahren, dass eigene Kreativität Sinn und Spaß bringen.

Jugendliche engagieren sich immer dann, wenn sie sich persönlich betroffen fühlen und daran glauben, durch ihre Aktivitäten wirklich etwas bewirken zu können. Kritischer als ihre Vorgängergenerationen prüfen sie sehr genau, ob die Engagementangebote für sie Sinn machen.

Für knapp 20 Prozent der Jüngeren sind Jugendkulturen – nicht Kirchen, traditionelle Jugendverbände und Vereine – der bevorzugte Ort ihres Engagements, ihrer Freizeitgestaltung und – vor allem für die unter 18-Jährigen – ihrer Identitätsfindung. So existiert heute ein dichtes jugendkulturelles Netzwerk, das, schon allein aufgrund seiner Kommunikationswege (Flyer, Handy, Internet, Partyzentralen als News Boxes) weitgehend unbemerkt von älteren Jahrgängen, stets spontan, aber sehr effektiv eine Vielzahl von Aktivitäten entfaltet. Noch nie waren so viele Jugendliche kreativ engagiert wie heute – in jeder Stadt gibt es heute RapperInnen, TänzerInnen, Beatboxer und DJanes. Tausende von Jugendlichen produzieren Woche für Woche an ihren PCs Sounds. Noch nie gab es

so viele junge Punk-, Hardcore-, Metalbands, aber auch Lyrik und Short Stories schreibende und lesende Jugendliche wie heute. Das Web 2.0 ist nicht nur ein Ort der Jugendgefährdung, sondern auch ein Tummelplatz enormer jugendkultureller Aktivitäten, auf dem bereits 14-, 15-, 16-Jährige eine Medienkompetenz erwerben und zeigen, über die manch hauptberuflicher Jugendschützer nicht ansatzweise verfügt. Auch die Sportszenen jenseits der traditionellen Vereine – von den Boarderszenen über Parours bis zu den Juggern – boomen.

Doch noch nie war die Erwachsenenwelt derart desinteressiert an der Kreativität ihrer „Kinder“. *Respekt* ist nicht zufällig ein Schlüsselwort fast aller Jugendkulturen. Respekt, Anerkennung ist das, was Jugendliche am meisten vermissen, vor allem vonseiten der Erwachsenen. Gute Leistungen in der Schule werden belohnt, dass der eigene Sohn aber auch ein exzellenter Hardcore-Gitarrist ist, die Tochter eine vielbesuchte Emo-Website gestaltet, interessiert zumeist nicht – es sei denn, um es zu problematisieren: Bleibt da eigentlich noch genug Zeit für die Schule? Musst du immer so extrem herumlaufen ...

„Kinder stark machen“ lautet ein zentraler Grundsatz pädagogischer Arbeit, denn starke Kinder und Jugendliche sind für viele problematische Verführungen kaum anfällig. Oder wie es der Bielefelder Jugendforscher Wilhelm Heitmeyer einmal formulierte: „Glückliche Menschen werden keine Rechtsextremisten.“⁵ Selbstbewusste Menschen müssen nicht andere diskriminieren, um sich selbst zu erhöhen; wer gelernt hat, Sprache und Kreativität einzusetzen, um sich selbst zu inszenieren, der braucht keine Gewalt. Leider haben immer noch sehr, sehr viele Jugendliche wenig Anlass und Chancen, Selbstbewusstsein zu erwerben. Während die Armut der Gesamtgesellschaft sinkt, wächst die Jugendarmut ungebremst weiter. Die Schere zwischen denen, die fast alles haben, und denen, die an und unter der Armutsgrenze leben, öffnet sich weiter. Während die Jugend heute in ihrer Gesamtheit zu einer der reichsten Generationen seit Jahrzehnten gehört, wird ein Drittel dieser Generation vom Reichtum und den Chancen der postmodernen „Multioptiongesellschaft“ systematisch ausgeschlossen (vgl. Ploetz 2013). Viele Junge fühlen sich schon mit 13, 14 Jahren überflüssig in dieser Gesellschaft. Und auch die Schule – als der zentrale Lebensort *aller* Jugendlichen – ist offenbar oft nicht in der Lage bzw. willens, da gegenzusteuern. Sie hat es bis heute strukturell nicht verstanden, eine Anerkennungskultur zu entwickeln und SchülerInnen für gute Leistungen zu belohnen statt für Versagen zu bestrafen und herabzuwürdigen. Auch deshalb werden Jugendkulturen – und damit

5 Handschriftliche Notiz des Verfassers im Rahmen einer Podiumsdiskussion mit Wilhelm Heitmeyer

auch die kulturelle Bildungs- und Jugendarbeit – immer wichtiger: Hier können Jugendliche einmal selbst erfahren, dass in ihnen noch etwas steckt, dass sie kreative Fähigkeiten haben, die ihnen ihre Umwelt selten zutraut – bis sie sich selbst auch nichts mehr zutrauen. Kreatives (jugendkulturelles) Engagement ist immer auch ein Kompetenztraining. In Jugendkulturen wie den Ultras lernen Jugendliche, an einer Sache dranzubleiben, nicht sofort aufzugeben, selbst wenn mal etwas schiefgeht, zu organisieren, zu planen, sich und ihre Vorstellungen zu präsentieren und gegenüber anderen zu verteidigen.

Das Gefühl, sein Leben und seine Umwelt beeinflussen zu können – echte Partizipation –, ist neben der Erfahrung von Respekt der zentrale Faktor zur Stärkung von Jugendlichen. Die Qualität der Jugendarbeit und vor allem der Jugendpolitik und -förderung zeigt sich nicht in den „Leuchttürmen“, den Festivals und anderen affirmativen Großevents, sondern darin, wie sie mit dem umgeht, was die Bürgerkultur nicht mag – mit der nicht autorisierten Wiederaneignung des öffentlichen Raums durch Punk, Graffiti, Street Art, Parours oder Straßengangs, mit Jugendgruppen, zu deren Selbstverständnis auch gezielte Regelverletzungen gehören, wie beispielsweise bei Ultras und anderen Fußballfangruppen. In Krisenzeiten wird stets als Erstes bei Kultur und Jugend gespart, und hier vor allem bei dem „Randständigen“ und „Widerborstigen“. Auch die Lebensverhältnisse werden sich für einen Teil der Jugend weiter verschlechtern, nicht nur in Spanien oder Griechenland, sondern auch hier bei uns. Die Jugend selbst, so engagiert sie auch sein mag, hat keine Chance, dies zu ändern. Sie braucht Bündnispartner. Eine Jugendarbeit, die nicht zur bloßen (Freizeit-)Pädagogik und PR-Show gerinnen will, wird in den nächsten Jahren verstärkt Lobbyarbeit betreiben und sich (wieder) politisieren müssen.

Literatur

Baier, Dirk & Pfeiffer, Christian (2011)

Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt in Berlin

(KFN-FORSCHUNGSBERICHT NR. 114). HANNOVER: KFN

ONLINE VERFÜGBAR UNTER: WWW.KFN.DE/VERSIONS/KFN/ASSETS/FOB114.PDF

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2004/2008/2011)

Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland

ONLINE VERFÜGBAR UNTER: WWW.BZGA.DE/STUDIEN

Frank, Leonhard (1917)

Der Mensch ist gut. Novellen

ZÜRICH/LEIPZIG: RASCHER & CIE

Heinzlmaier, Bernhard (2013)

Performer Styler Egoisten. Über eine Jugend, der die Alten die Ideale abgewöhnt haben

BERLIN: ARCHIV DER JUGENDKULTUREN

Lindner, Werner (2011)

Lebenssituationen junger Menschen in Bezug auf die Veränderung von Zeit, Raum und Lebensort

IN: KAMMERER, BERND (HRSG.): CHANCEN UND HERAUSFORDERUNGEN DER KINDER- UND JUGENDARBEIT. NÜRNBERGER FORUM DER KINDER- UND JUGENDARBEIT

NÜRNBERG: EMWE-VERLAG, 103–116

Ploetz, Yvonne (Hrsg., 2013)

Jugendarmut: Beiträge zur Lage in Deutschland

LEVERKUSEN: BARBARA BUDRICH

Der Autor

Klaus Farin lebt und arbeitet als Autor und Lektor in Berlin. Von 1998 bis 2011 war er Leiter des auch von ihm gegründeten Archivs der Jugendkulturen, das als einzige Institution dieser Art in Europa Materialien (Fanzines, Flyer, Tonträger, Bücher, Studien usw.) über und aus Jugendkulturen sammelt, analysiert, archiviert und der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt (www.jugendkulturen.de). Seit 2011 ist er Vorstandsvorsitzender der Stiftung Respekt! Die Stiftung zur Förderung von jugendkultureller Vielfalt und Toleranz, Forschung und Bildung (www.respekt-stiftung.de).

Kontakt

klaus.farin@jugendkulturen.de

www.klaus-farin.de



„Etwas Krawall wird's auch künftig geben“

Anforderungen an eine Sozialarbeit mit „gefährlichen“ Gruppen

Titus Simon

Bei einer wachsenden Zahl Jugendlicher scheint der Gebrauch des Internets die Freizeitgestaltung zu dominieren. Multi-User und Gamer gehören zu den dominanten Nutzertypen. Zukunftsorientierte Jugendforscher stellen daher gelegentlich die Frage, ob Jugendkulturen, die sich an den symbolischen und realen Kämpfen im öffentlichen Raum beteiligen, nicht eines Tages zu einer besonders raren Spezies gehören, zumal Kinder und Jugendliche in einer von Geronten dominierten Welt zur Minderheit geworden sind. Ich vertrete die Auffassung, dass es immer Menschen geben wird, auch Jugendliche, die Thrill und Action unmittelbar und mit allen Sinnen erleben wollen. Niemand hat heute ein Bild davon, wie sich diese Gruppen in der Zukunft nennen und wie sie sich präsentieren werden.

Aber offene Territorialität und das provokante „Besetzen öffentlicher Räume“ werden auch künftig zum Habitus von Jugendcliquen und Jugendkulturen gehören. Nur so gelingen Inszenierungen, auf die die Erwachsenenwelt anspringt. Gewollt ist die spielerische Herausforderung des zumeist verschreckten und angewiderten Publikums. Wenn dieses sich mit Grausen abwendet, hat dies eine identitätsstiftende Funktion. Bei allen Formen jugendlicher Auffälligkeit spielt Öffentlichkeit wohl auch künftig eine zentrale Rolle. Die kommunikativen Prozesse des Internets lösen diese Echtraumerfahrung nicht wirklich ab. Erst wenn Öffentlichkeit hergestellt ist, wirken „Subkulturen“ bedrohlich, findet öffentliche Auseinandersetzung statt, kommt es günstigstenfalls zu sozialpolitischen Reaktionen.

Der „schöne Schauer“ über jugendliche Ausdrucksformen wird seit vielen Jahrzehnten verstärkt, wenn es gelingt, jugendkulturelle Inszenierungen vorrangig als gewaltaffines oder kriminelles Handeln darzustellen.

Die Sozialisationsfunktion jugend(sub-)kultureller Gruppen

In dem Maße, wie klassische Sozialisationsinstanzen – Familie, Schule, Vereine, Jugendverbände – in ihrer Leistungsfähigkeit und Bindekraft schwächer werden, erlangen Cliques der Altersgleichen eine wachsende Sozialisationsfunktion. Dabei ist es unerheblich, ob es sich um eine reine Clique Altersgleicher – was in der Regel eine stärkere Akzeptanz der Eltern erfährt – oder um eine in eine Subkultur eingebettete Gleichaltrigengruppe handelt.

Diese Gruppe erlangt erst einmal Unterstützungsfunktion bei den klassischen Entwicklungsaufgaben Jugendlicher. Die Einbettung in einen subkulturellen Kontext wird insbesondere durch die Möglichkeit der extremeren Abgrenzung zum Elternhaus und anderen Erwachsenen attraktiv. Dies gilt auch dann, wenn die Notwendigkeit rigider Abgrenzung zu den in der Mehrzahl liberaler gewordenen Elternhäusern nicht mehr in dem starken Maße existiert wie noch vor 30 Jahren.

Obwohl die Zugehörigkeit zu expressiven Jugendkulturen eine Melange von Provokation und Protest produziert, sind selbst jene Gruppierungen, die in der Öffentlichkeit als politisch geprägte oder beeinflusste Jugendkulturen wahrgenommen werden, vorrangig aufgrund der gelebten Gemeinsamkeiten von Altersgleichen attraktiv. Auch dort, wo jugendkulturelles Verhalten als Form des politischen Widerstandes oder der politischen Aktion definiert wurde, vollzog sich dies häufig nicht als reflektierter selbstgesteuerter Prozess. Der Protestcharakter wurde nicht selten von Eltern, Öffentlichkeit und Medien zugeschrieben. Selbst die stark politisierte Jugend-, Lehrlings- und Studentenbewegung der späten 1960er- und der 1970er-Jahre war für die Mehrzahl der Beteiligten vor allem deshalb attraktiv, weil sie neue, jugendgemäße Geselligungsmöglichkeiten und Ausdrucksformen zeitigte.

Generell sind die Grenzen zwischen der Funktion als Interaktionsrahmen Gleichaltriger, Freizeitverhalten, Provokation und Protest fließend. Zudem sind diese Dimensionen in höchst unterschiedlichen Intensitäten miteinander verweben. Das Involviertsein in politische Protestkulturen schafft soziale Beziehungen zu Altersgleichen. Werden diese als positiv erlebt, befördert dies häufig den Grad der Einbildung und des Engagements. Kathöfer u.a. (2013) beschreiben am Beispiel der westdeutschen Ultraszene, dass deren gruppenspezifischen Inszenierungs-, Kommunikations- und Integrationsleistungen gruppenstabilisierend wirksam werden.

Auffällig ist, dass Jugendsubkulturen, die antiquierte Geschlechtsrollen konservieren, eine besonders hohe Beständigkeit aufweisen. In einer Zeit, in der jugendsubkulturelle Stile einem immer rascheren Wandel unterworfen sind, bleibt bemerkenswert, dass neben dem Punk vor allem solche Jugendkulturen mehr als 30 Jahre überdauert haben, die man unabhängig von ihren anderen identitätsstiftenden Eigenschaften als „moderne Männerbünde“ bezeichnen kann. In diesen können tradierte, vom zeitgenössischen Diskurs schon nicht mehr akzeptierte Männerrollen und Geschlechterverhältnisse ausgelebt werden.

Diese antiquierten Bilder von den Geschlechtern dominieren vor allem auch in jenen Jugendkulturen, die für einen wachsenden Teil männlicher Jugendlicher zum Fluchtpunkt in Form intoleranter, autoritärer und fundamentalistischer Weltanschauungsangeboten werden: totalitäre Ideologien, Rechtsradikalismus, Xenophobie, Nationalismus und extremes religiöses Sektierertum (Ferchhoff 2007, 79). Auch wenn in der heutigen Ultraszene nicht mehr die starren Rollenverteilungen vorherrschen wie in älteren Fankulturen, ist deren Männerzentriertheit unstrittig.

Wandel und Bedeutung von Jugendkulturen: eine Skizze

Nach der Jahrtausendwende sind an Stelle weniger großer Jugendbewegungen höchst zersplitterte Szenen und Stile getreten. Diese eröffnen einem wachsenden Teil der Jugendlichen mehr Wahlmöglichkeiten und eine größere Autonomie der Lebensführung. Allerdings sind jene, deren ökonomische, soziale und kulturellen Kapitale nur schwach entwickelt sind, in ihren Wahl- und Partizipationsmöglichkeiten eingeschränkt.

Das Protestpotenzial von Jugendkulturen hat abgenommen. Wo es normal ist, einer Jugendkultur anzugehören, werden die „Normalos“ zur erklärungsbedürftigen Randerscheinung. Im Zuge der Liberalisierung der Elternhäuser taugen viele jugendkulturellen Lebensäußerungen nicht mehr zur Provokation der Erwachsenenwelt. Jugendliche müssen heute mehr Kreativität und Rigorismus entwickeln, um mit Lebensäußerungen und Symboliken Eltern und andere Erwachsene zu provozieren. Dies ist leichter möglich in Elternhäusern mit autoritären, patriarchalen Leitvorstellungen, wie sie besonders ausgeprägt noch in einem Teil der Zuwandererfamilien anzutreffen sind. Hier sind auch die Chancen der Mädchen,

eigenständige, elternunabhängige Rollenbilder und Lebensziele und -formen entwickeln zu können, schwächer entwickelt.

Jugendkulturen bekommen vor dem Hintergrund fragiler Bedingungen des Aufwachsens eine zunehmende Bedeutung für die Sozialisation, auch im Sinne einer Unterstützungsfunktion bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben des Jugendalters und der Entwicklung von Geschlechteridentität.

Angesichts von schätzungsweise 300 Jugendkulturen, Strömungen und Subströmungen fällt es schwer, das besondere Verhältnis von Freizeit-, Sozialisations- und politischer Funktion für die beteiligten Jugendlichen zu bestimmen. Es wird immer auch zu Subkulturbildungen kommen, die überholte Ausdrucksformen zulassen. Dies gilt in besondere Weise für jene Subkulturen, die antiquierte Männerrollen anbieten. Wenn diese Option mit einer bedeutsamen Freizeitbeschäftigung wie dem Fußball verknüpft wird, entstehen stabile Anhängerkulturen, deren Zusammensetzung und Inszenierung sich auch in der Zukunft wandeln und weiterentwickeln werden. Immerhin existiert dieser Modifikationsprozess in Deutschland bereits seit mehr als neunzig Jahren. Der Fußball ist ein Fest, er ist spannender Sport, er produziert Bilder und Effekte, er erlaubt die scheinbar geduldete Grenzüberschreitung wie etwa das von der StVO abweichende Fahrverhalten im Autokorso oder spontane, ungenehmigte Menschaufläufe. Prominente Funktionäre fordern im Erfolgsfall den ungezügelteren Gebrauch von Rauschmitteln ein. Allein durch dieses scheinbar Wilde bleibt der Fußball auch jenseits seines sportlichen Kerns in einer Gesellschaft attraktiv, in der immer mehr Genüsse als schädlich, ungesund oder unzeitgemäß diskreditiert werden.

Wo bleibt die Soziale Arbeit?

Dieser komplexen Fragestellung möchte ich einige Eingangsthemen voranstellen:

Der gesellschaftliche Stellenwert der Sozialen Arbeit war immer schwankend.

Es gab und gibt saisonale Konstellationen, in denen speziell eine Arbeit mit den gefährlichen Gruppen plötzlich Bedeutung erlangt(e). Dies geschieht meist zu einem Zeitpunkt, an dem das Kind schon in den Brunnen gefallen und die Feuerwehrfunktion der Jugendarbeit gefragt ist. Dabei wird sie nicht selten auf die Rolle des *trouble shooter* reduziert. Soziale Arbeit ist jedoch nicht organisations- und konfliktfähig genug, um diesem sich häufig wiederholenden Prozess etwas

mit hohem Wirkungsgrad entgegenzusetzen. Im schnellen Wechsel von kommunal- und sozialpolitischer Prioritätenverschiebung gerät Jugendhilfe – auch in Folge öffentlicher Debatten – in Marginalisierungsprozesse. Daran zu denken ist wichtig in einer Phase, in der die Arbeit der Fanprojekte höchst positiv herausgestellt wird. Selbst einem bayerischen Innenminister geht das Herausstreichen der Präventionsfunktion Sozialer Arbeit mit Fußballfans flüssig über die Lippen. Wie rasch sich Stimmungswandel vollziehen, konnte eindrucksvoll an der Arbeit mit rechten Jugendlichen nachgezeichnet werden. Anfangs gelobt, gelegentlich überschätzt, geriet sie um die Zweitausenderjahre in eine endlose Debatte um Scheitern und Misslingen. Extreme Kommentare formulierten sogar den Anwurf, sie habe das Entstehen rechter Gewalt eher noch begünstigt. Michael Gabriel hat zu verschiedenen Anlässen herausgestellt, die Fankurve sei zumindest in den Städten mit Vereinen der ersten bis dritten Ligen das größte Jugendhaus. Uns allen ist klar, wie er es meint, dass er vor allem auf die jugendpflegerischen Potenziale einer Arbeit mit jugendlichen Fans abhebt. Allerdings ist anzumerken, dass der Begriff Jugendhaus für viele mit Marginalisierung einhergeht. Selbst ein Teil der Jugendlichen sieht in Stätten der Jugendarbeit Orte für „Loser“. Sie wollen nicht dazugehören und meiden diese. Gerade aus der früheren Arbeit mit sogenannten gefährlichen Gruppen können wir zwei häufig formulierte Alltagsweisheiten meiner Großmutter für die Sozialarbeit bestätigt sehen:

„Wer dem Teufel das Fell streicheln will, muss in die Hölle hinabsteigen.“

und:

„Wer in die Hölle hinabsteigt, darf sich nicht wundern, wenn er schwarz wird.“

Weit davon entfernt, Hooligans, Ultras oder andere Jugendkulturen verteufeln zu wollen, erinnern diese Bilder sehr gut an die auf die 1960er-Jahre zurückgehende Forschung Stanley Cohens über „Folk Devils and Moral Panics“. Anhand der Konflikte und kulturellen Antagonismen zwischen Mods und Rockers beschreibt er jene Prozesse, mittels derer Jugendkulturen zu wahren „Volksteufeln“ stilisiert werden.

Die so erzeugte öffentliche Panik fordert und begünstigt Konzepte des „harten Durchgreifens“. Es ist zu vermuten, dass diese Mechanismen angesichts der beschleunigten Medienreaktionen immer eine Rolle spielen werden, woraus sich eine dauerhafte Funktion für Soziale Arbeit ableitet. Sie wird immer gehalten sein, ein Stück *Parteilichkeit* für die Jugendlichen vorzuhalten und trotz der Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, im oftmals unübersichtlichen Terrain den schmalen Grat zwischen aufbauschender Dramatisierung und Bagatellisierung auszumachen.

Wir lesen gelegentlich, dass der Alarmismus zur Zukunft der Jugendarbeit in ihren unterschiedlichsten Facetten unbegründet sei. Schließlich habe diese noch nie eine so starke Verbreitung gehabt. Allerdings ist hier bereits seit 2001 ein kontinuierlicher Rückbau erkennbar. Das hängt sowohl mit der Verschiebung sozialpolitischer Prioritäten als auch mit der allgemeinen Krise der öffentlichen Haushalte zusammen. Es gibt heute schon deutlich weniger Personal und es gibt auch, regional höchst unterschiedlich abgebaut, deutlich weniger Einrichtungen.

Auch wenn zurzeit gute Debatten um die ökonomischen Grundlagen der Fanarbeit geführt werden, muss stets im Blick gehalten werden, dass aufgrund der finanzpolitischen Kalamitäten ein Teil der bestehenden Angebote der Jugendarbeit bereits völlig wegbricht und ein Rückzug auf als solche definierte Kernaufgaben vorgenommen wird. Dies bringt Fanprojekte immer wieder in von Konkurrenz geprägte Debatten mit anderen Akteuren der Jugendhilfe. Unverändert werden die Gestaltungsmöglichkeiten vieler SozialarbeiterInnen im wachsenden Maße verändert:

- Öffentliche Trägerschaften werden auf freie Trägerschaft übergeleitet, als radikale Variante werden neue Formen der Privatisierung realisiert.
- Kleine freie Träger werden durch vermeintlich leistungsfähige Konzerne verdrängt, auch als Konsequenz der zunehmenden Patchworkfinanzierung von Jugendhilfe.
- Die veränderten Finanzierungsbedingungen für das Personal werden mittelfristig auch zu Dequalifizierungen beitragen. Der Standard, dass Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter in hohem Maße Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen oder Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind, wird immer weniger gehalten.

Unstrittig ist, dass es für die Akteure der Sozialen Arbeit zunehmend schwieriger wird, an ihren selbst gestellten Zielen einer parteilichen Sozialarbeit sowie der Verbesserung und (Weiter-)Entwicklung sozialer Infrastruktur zu arbeiten. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die uralte, aber unverändert richtige Charakterisierung Klaus Offes, der Sozialarbeit vor über 30 Jahren als nur begrenzt organisations- und konfliktfähig identifiziert hat. Lothar Böhnisch (2012, 46) hat die Malaise der Sozialarbeit treffend beschrieben:

„In einer markteffizienten Dienstleistungsgesellschaft wird man von der Sozialen Arbeit verlangen, dass sie das auch effizient tut, wofür sie bezahlt wird und will selbst nicht damit behelligt werden. Kommunen, die im ökonomisch-kultu-

rellen Standortwettbewerb stehen, erwarten von der Sozialen Arbeit, dass sie das Quartier befriedet und die sozialen Probleme nicht sichtbar werden lässt. Bürger, die von Abstiegs- und Sicherheitsangst heimgesucht sind, werden die Sozialarbeit anhalten, dass sie Jugendliche kontrolliert und nicht zu irgendwelchen sozial und kulturell riskanten Experimenten anstiftet.“

Eine Aufgabe berufspolitischer und berufsethischer Selbstbehauptung wird sein, dass Soziale Arbeit sich immer dem eingengten Verständnis, wonach auf die jeweiligen *trouble maker* mit ordnungspolitisch ausgerichteten *trouble shooters* zu reagieren ist, so machtvoll als möglich entgegenstellt. Jede Form der Jugendarbeit hat die Aufgabe, niederschwellige und zugleich sinnvolle Freizeitangebote und jugendkulturelle Prozesse und Experimente zu ermöglichen. Bestehen hoch entwickelte Beziehungen zwischen Besuchern und MitarbeiterInnen, ist das Angebot, auch das einzelne Fanprojekt, vielfach erste Anlaufstelle bei problematischen Lebenslagen.

Neben ihrer im Kern immer noch vorhandenen offenen Treffpunkt-, Kommunikations- und Freizeitgestaltungsfunktionen werden den verschiedenartigen Angeboten der Jugendarbeit eine Vielzahl anderer Aufgaben zugeschrieben, denen sie sich – je nach örtlicher Situation – in unterschiedlicher Weise stellt:

- Sie leistet einen Beitrag zur Normeinhaltung von sich abweichend verhaltenden oder delinquenten Jugendlichen.
- Jugendarbeit hat eine gewaltreduzierende Funktion.
- Unverändert gilt, dass die Genderperspektive in alle Praktiken der Schulen sowie der Kinder- und Jugendhilfe einfließen muss. Das gilt insbesondere in den jugenzentrierten Angeboten, zu denen die Sozialarbeit mit Fußballfans gehört.
- Noch immer bieten zahlreiche Projekte der Jugendarbeit Chancen zur Beteiligung und sind damit ein wichtiger Motor für die Förderung demokratischer Prozesse. Fanprojekte lassen viel Selbstgestaltung und Mitbestimmung zu, bieten den äußeren Rahmen zur Umsetzung eigener Ideen, und dies keineswegs nur bei der Gestaltung von Choreografien. Ein traditionelles Problem für die pädagogische Praxis stellen jene Situationen dar, in denen das Autonomie- und Mitbestimmungsbedürfnis der Jugendlichen zu unerwünschtem Verhalten führt. Dies wurde in den letzten beiden Jahrzehnten immer wieder an jenen Beispielen deutlich, in denen Fans ihre rechtsorientierten jugendkulturellen Ausdrucksformen innerhalb „ihrer“ Einrichtung auszuleben wünschten.

- Sie profiliert sich aktuell in verschiedenartigen Herangehensweisen, in denen Lernoptionen liegen, ohne dass diese immer sofort als *Knoten im Bildungsnetz* bezeichnet werden müssen. Würde man Fanprojekte systematisch danach absuchen, würde man für die letzten Jahre eine Vielzahl an Vorgängen identifizieren können, die man in der jetzigen, vordergründig bildungsbeflissenen Epoche *die Herstellung informeller außerschulischer Bildungsorte* nennt. Unstrittig ist, dass vor allem als Folge der stärkeren Verbreitung der Ganztagschule neue Herausforderungen an die Jugendarbeit entstanden sind. Sie steht vor allem dort vor einem besonderen Legitimationsdruck, wo das Finanzierungskonzept der jeweiligen Länder stark auf Maßnahmen am Schulstandort ausgerichtet ist. Sie steht dort vor neuen konzeptionellen und praktischen Herausforderungen, wo sie – wie an vielen Orten bereits geschehen – in die Freizeitpädagogik und die Förderkonzepte der Ganztagschule eingebunden wird. Wenn vermehrt Sportvereine als externe Partner der Ganztagschule in Erscheinung treten, können dies mit Professionellen ausgestattete Fanprojekte auch. Allerdings nur dann, wenn es gelingt, dafür ausreichend befähigte Honorar- und Teilzeitkräfte zu finden.

Viele aktuelle Handlungskonzepte der Sozialarbeit haben Zukunft

Bis hierher dürfte deutlich geworden sein, dass Soziale Arbeit sich einmischen kann, wenn man sie lässt. Sie ist aber innerhalb der machtdynamischen Prozesse ein schwacher Akteur. Unabhängig hiervon verfügen wir über Können und Wissen:

Sozialräumliche Arbeit (jenseits der Sozialraumbudgets) stellt die Lebenswelten der Bewohner, speziell auch der Jugendlichen in den Mittelpunkt und macht sie zum Ausgangspunkt neuer Aneignungsformen. Gerade die Kinder- und Jugendarbeit hat sich als Unterstützung von Wiederaneignungsprozessen des Stadtraumes zu positionieren.

Im Kontext der örtlichen Konflikte hat Soziale Arbeit selbst Neuverortungen vorzunehmen. Längst wurden einstmals positive Begriffe wie „Aktivierung“ und „Selbstmächtigkeit“ vom hegemonialen Machtdiskurs aufgesogen (Kunstreich 2012). Soziale Arbeit, ihre Träger und Professionellen haben unverändert einen berufsethischen Auftrag, dem mit ihren Mitteln entgegenzuwirken. Unser Pro-

blem ist, dass die Ökonomisierung des Sozialen soweit fortgeschritten ist, dass sich für jedes noch so fragwürdige Programm ein Träger findet, wenn es Geld gibt. Wir müssen anknüpfen an den alten Berufsstolz moderner Sozialpädagogik, der darin liegt, dass die Unterstützung der Eigenkräfte und nicht die Kontrolle und Überwachung zentrale Maximen einer fortschrittlichen Praxis wurden (Münchmeier 2012).

Streetwork und mobile Jugendarbeit haben in den vergangenen 40 Jahren einen unglaublichen Erfahrungsschatz fachlichen Wissens erarbeitet. Gleiches gilt für die verwandte Arbeit in Fanprojekten in den letzten 20 Jahren und davor. Man kann heute leicht beschreiben, wie gute Praxis auszusehen hat. Für deren Umsetzung ist allerdings Voraussetzung, dass die Träger, so gut es geht, ihre BasisarbeiterInnen davor schützen, ständig in den Ordnungs- und Sicherheitsdiskurs eingebunden und zur Übernahme von Aufgaben angehalten zu werden, die vorrangig ordnungspolitisch begründet sind. Hans Thiersch warnt mit Blick auf Hans-Uwe Otto, der diesen Begriff eingeführt hat, von einer „Verzweigung“ der Sozialen Arbeit (Thiersch 2012, 42). Dies ist eine gute und witzige Bezeichnung dafür, dass Soziale Arbeit dazu neigt, ihre eigene spezifische Kompetenz herunterzuspielen. Soziale Arbeit ist eine besondere Profession, weil sie sich jenseits von therapeutisch-beratenden und verwaltenden Ansätzen das Geschäft der Alltagsbewältigung in den Mittelpunkt stellt.

Lassen Sie mich eine abschließende Forderung formulieren. Die mittlerweile vielerorts anerkannte soziale Arbeit mit Fußballfans darf die aktuell vorgetragenen Sympathiebezeugungen genießen. Sie darf sich aber nicht blenden lassen. Sie ist gut beraten, sich auch an erfolgreichen Tagen mit der Weiterentwicklung ihrer Arbeitsansätze zu beschäftigen. Das ist allemal besser, als dies unter der Wirkung von Existenzängsten und Katastrophenstimmungen erledigen zu müssen.

Gefordert ist für die Fanprojekte – wie für alle anderen Elemente der Jugendhilfe – eine örtliche Analyse der Veränderungen in der Vergangenheit und die Entwicklung von Anforderungsprofilen für die Zukunft sowie eine noch stärkerer überörtliche Vernetzung haupt- und ehrenamtlicher Praxis. Gefordert ist letztendlich immer die kontinuierliche konzeptionelle Fortschreibung der eigenen Arbeit.

Das Faszinierende und zugleich das Ermüdende der Arbeit in Fanprojekten ist der Umstand, dass es nie ein „Fertig“ gibt, bestenfalls Momente des Zufriedenseins mit dem, was das Gestern gebracht hat, was aber nichts anderes sein kann als ein kurzes Innehalten vor den neuen Aufgaben, die schon morgen wieder anstehen.

Literatur

Böhnisch, Lothar (2012)

Soziale Arbeit und Zeitgeist

IN: SOZIAL EXTRA, HEFT 1/2, 46–47

Ferchhoff, Wilfried (2007)

Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile

WIESBADEN: VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Jäckel, Michael & Bohr, Jeanette (2004)

Jugendkulturelle Stile und Moden

IN: DEUTSCHE JUGEND, HEFT 9, 388–396

Kathöfer, Sven & Kotthaus, Jochem (Hrsg., 2013)

Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt Ultra in Westdeutschland

WEINHEIM: JUVENTA

Kunstreich, Timm (2012)

Soziale Arbeit und Zeitgeist

IN: SOZIAL EXTRA, HEFT 3/4, 41–44

Münchmeier, Richard (2012)

Soziale Arbeit und Zeitgeist

IN: SOZIAL EXTRA, HEFT 3/4, 49–51

Thiersch, Hans (2012)

Zur Autonomie und Fachlichkeit Sozialer Arbeit

IN: FORUMSOZIAL, HEFT 1, 38–42

Der Autor

Titus Simon (geb. 1954), verheiratet, drei erwachsene Kinder. Prof. Dr.; studierte – überwiegend berufsbegleitend – Rechtswissenschaften, Sozialarbeit, Pädagogik und Journalistik. Arbeitete zwischen 1975 und 1992 mit jugendlichen Gewalttätern, in der Obdach- und Wohnungslosenhilfe und beim NABU Baden-Württemberg. Er hatte zwischen 1992 und 1996 die Professur „Jugend und Gewalt“ an der FH Wiesbaden inne und wurde 1996 auf die Professur für Jugendarbeit und Jugendhilfeplanung an der Hochschule Magdeburg-Stendal berufen. Er arbeitet seit Kurzem freiberuflich und als Schriftsteller.

Neuere Buchveröffentlichungen

Günthner, Manuela; Sartorius, Wolfgang & Simon, Titus (2013)

Leben in Balance trotz Arbeitslosigkeit

FREIBURG: LAMBERTUS VERLAG

Simon, Titus (2013)

Hundsgeschrei

TÜBINGEN: ROMAN IM SILBERBURG VERLAG



Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit im Fußball

Beobachtungen und Herausforderungen

Andreas Zick

Anerkennung zuerst

Der Beitrag beschäftigt sich mit Schattenseiten des sozialen Kosmos ‚Fußball‘. Es geht um Konfliktphänomene und im Besonderen um Menschenfeindlichkeit im Fußball. Von Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit (GMF) ist die Rede, weil damit Feindseligkeiten von Gruppen und Gruppenmitgliedern bezeichnet werden, die sich gegen andere Gruppen oder deren Mitglieder bzw. Personen, die vermeintlich zu „den Anderen“ gehören, richten. Die Feindseligkeiten können sich in offenen und versteckten, bösartigen und gutmeinenden Stereotypen, Vorurteilen, Emotionen oder Diskriminierungen zeigen. Dabei ist jede Feindseligkeit in der Ausdrucksform einzigartig, sie geht jedoch mit anderen Feindseligkeiten einher, weshalb wir von einem Syndrom sprechen (vgl. auch Zick, Hövermann & Krause 2012). Wenn antisemitische Äußerungen im Fußball beobachtet werden, sind Fremdenfeindlichkeit und Rassismus nicht weit.

GMF ist überall, auch im Fußball. Davon soll berichtet werden. Das ist aber angesichts des Anlasses des Beitrages kein gelungener Anfang. Der Beitrag geht auf das Jubiläum der Koordinationsstelle Fanprojekte (KOS) zurück, und das ist kein guter Anlass über Konflikte zu sprechen, sondern um mit Lob und Anerkennung zu beginnen. Die KOS hat zusammen mit den Fanprojekten in den vergangenen Jahren eine bedeutsame und wichtige Arbeit zur Verminderung von GMF geleistet.

stet (vgl. v.a. KOS & Interkultureller Rat in Deutschland 2012). Die Frage, welche Beobachtungen wir gemacht hätten, wenn diese Arbeit nicht geleistet worden wäre, ist wissenschaftlich kaum einzuschätzen; dazu fehlen genaue Daten, um die Effekte von Projekten abzuschätzen. Allerdings zeigt die Entwicklung der KOS, dass das Thema der Prävention und Intervention bei GMF heute mehr zum zentralen Gegenstand der professionellen Arbeit geworden ist, als dies früher der Fall war.

Fanarbeit als gesellschaftlicher Ort

Die Anerkennung wiegt umso schwerer, als die Zeiten für die Fanarbeit bei aller Professionalisierung nicht einfacher geworden sind. Die gesellschaftliche Entwicklung muss die Arbeit der Fanprojekte erschweren. Fanarbeit hat sich dabei mit drei sich gegenseitig verstärkenden Prozessen auseinanderzusetzen. Erstens muss sich die Fanarbeit weiterhin mit den Folgen der Fremdenfeindlichkeit in den 1990er-Jahren auseinandersetzen. Sie hat gewissermaßen mit diesem historischen Erbe der Bundesrepublik zu kämpfen, weil sich in den 1990er-Jahren rechtsextreme und -populistische Meinungen im Fußball festgesetzt haben. Die Sensibilität für Themen wie Rechtsextremismus, Rassismus, Homophobie usw. im Fußball rührt nicht nur aus der Beobachtung, dass es die gesamte Palette von GMF im Fußball wie in der Gesellschaft – noch ist der Fußball keine Parallelgesellschaft – weiterhin gibt. Sie rührt auch aus dem Versuch von Gruppen, die Menschenfeindlichkeit in den Fußball hineinzutragen, weil dort viele Menschen erreicht werden können und sich Emotionen polarisieren lassen. In vielen Nischen, die für die Öffentlichkeit weitgehend uninteressant sind, müssen sich Fanprojekte mit Rechtsextremismus und moderner rechtspopulistischer Propaganda auseinandersetzen, weil sie sich in den 1990er-Jahren dort eingerichtet haben. Wo einmal Menschenfeindlichkeit eine Heimat gefunden hat, da lässt sie sich nicht so leicht vertreiben.

Zweitens ist die „Gesellschaft der Fans“ heute sehr bedeutsam für die Entwicklung und Sozialisation von Menschen jeden Alters (vgl. auch Zick & Winands 2013). Der Fußball ist für viele Menschen nicht nur ein zentraler Ort, sich zu treffen und so den Alltag zu strukturieren. Er ist Ort der Verhandlung von Emotionen, Überzeugungen und Einstellungen. An vielen Orten, wo aktuell die Sozialarbeit und -pädagogik darunter leiden, dass Angebote und Ressourcen wegfallen oder zu unattraktiv sind, wissen die MitarbeiterInnen der Fanprojekte darum, wie

bedeutsam Fanarbeit als Integrationsarbeit ist. Sie wissen auch darum, dass dort, wo Alternativen sozialer Integration fehlen, GMF in den Fußball hineingetragen werden kann, weil der Fußball ein attraktiver Ort für Propaganda ist. Wo scheinbar nur Emotionen gelten (dürfen), lässt sich Propaganda leichter einspeisen (vgl. dazu auch Riedl 2008). Drittens wird die Fanwelt von gesellschaftlichen Entwicklungen erreicht, die auch sie anfällig für Feindseligkeiten gegen „die Anderen“ machen. Je stärker der Fußball mitsamt den Ritualen, Strukturen und ökonomischen wie sozialen Transferprozessen von sozialer Bedeutung ist, umso deutlicher wird er trotz aller Proklamationen vom letzten Freiraum von gesellschaftlichen Entwicklungen getroffen. Dabei wird eine Entwicklung mehr denn je die Fangesellschaft durchdringen: Je deutlicher der Wettbewerb nach scheinbar ökonomischen Kriterien den Wandel der Gesellschaft markiert, desto wahrscheinlicher ist es auch, dass diese Ökonomisierung den Fußball bestimmt. Das ist zunächst nicht problematisch, jedoch ist zu beobachten, dass Ökonomisierungsprozesse menschenfeindliche Verdrängungsmuster mehr oder minder unbemerkt erzeugen. Der mit Härte ausgeführte (politische) Diskurs über die Kommerzialisierung des Fußballs setzt genauso Stereotype, Stigmata und Vorurteile frei, die zur Diskriminierung durch Fans wie aber auch von Fans führen. Gewissermaßen wird der Kampf um die unterschiedlichen Interessen immer stärker einem Primat des Wettbewerbs untergeordnet. Fanprojekte haben sich gerade darin als einflussreich erwiesen, dass sie Orte sind, an denen die Fragen danach, wie sich Gesellschaften verändern, was sie prägen und was ihre Mitglieder aus der Gesellschaft in den Fußball als zentralen gesellschaftlichen Ort tragen, ernstgenommen werden. Fußball ist – zumindest für den Moment dieses Beitrages – ein politischer Ort, neben allem anderen.

Fangesellschaften als soziale Orte

Wenn die Gemeinschaft der Fans inklusive aller Akteure, die dort handeln, ein gesellschaftlicher Ort ist, dann ist sie auch trotz eines rein sportlichen Unterhaltungsorts ein sozialer Ort. Als solcher gewinnt er Bedeutung für die Lebensgestaltung und Identität von Fans. Fußball kann ein gesellschaftlicher und sozialer Ort sein, weil er zentrale soziale Motive befriedigt. Hier ist nicht von individuellen Motiven die Rede, sondern von Motiven, die Personen mit anderen teilen und die sie nur gemeinsam befriedigen können. Fiske (2004) hat fünf Motive hervorgehoben, die die Gesellung wie auch Feindseligkeiten erklären können und die

auf die Fangesellschaft übertragen werden können. Erstens bietet Fußball Zugehörigkeit. Je weniger das Motiv der Zugehörigkeit in anderen sozialen Bereichen erfüllbar ist, desto zentraler kann der Fußball sie bieten. Damit bietet er zugleich einen Selbstwert, der nur aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, Mannschaft, Szene usw. gewonnen werden kann. Ultras zeigen, wie ultimativ Zugehörigkeiten und die mit ihnen verbundenen Selbstbewertungen sein können. Damit verbunden ist das Motiv des Vertrauens. Fans vermitteln gegenseitig Vertrauen und markieren, wem zu misstrauen ist; ein für die Vertrauensarbeit besonders wichtiges Thema. Es wäre aber nicht hinreichend, Fans als Gemeinschaft zur Befriedigung von emotionalen Bedürfnissen zu beurteilen. Der Fußball erfüllt auch kognitive soziale Motive. Er vermittelt Verständnis und Wissen, und er vermittelt Kontrolle, d. h. das Bedürfnis nach Einflussnahme und auch Macht und Dominanz. Die Online- wie Offlinekommunikationsdichte des Fußballs und die Entwicklung von Choreografien im Stadion sind Ausdruck dieser Bedürfnisse. Fankurven zeigen, wie professionell sie mittlerweile soziale Motive von Fans befriedigen können.

Feindselige Stimmungslagen

Vor dem Hintergrund der genannten Prozesse sollte es nicht verwundern, dass die Gefahr menschenfeindlicher Meinungen und Propaganda in Fußballarenen höher ist, als es gemeinhin eingeschätzt wird. Erstens gibt es in der Gesellschaft ein beachtliches Potenzial an Überzeugungen, die eine Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF) befördern. Diese machen vor der Fußballwelt nicht Halt, zumal zweitens die Proklamation, dass Fußball ein unpolitischer Ort sei, die Bremsen gegen den Transport und die Realisierung von GMF mindert. Der Fußball ist immer attraktiv für GMF gewesen, zumal es drittens im Fußball Faktoren gibt, die GMF befördern können. Die Aspekte werden kurz erläutert.

GMF ist im Fußball, weil sie in der Gesellschaft weit verbreitet ist. Wir haben über viele Jahre hinweg in den „Deutschen Zuständen“ (hrsg. von W. Heitmeier) über Ergebnisse aus der Langzeitstudie Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit berichtet. Mit dem Blick auf die Entwicklungen von GMF in Deutschland können wir in gebotener Kürze feststellen, dass einige Feindseligkeiten in der Gesellschaft rückläufig sind, wie z.B. ein offener Sexismus gegen Frauen oder die Feindseligkeiten gegen homosexuell orientierte Menschen. Hier haben Anstrengung der Repression in der Gesellschaft und rechtliche Gleichstellungsmaß-

nahmen gewirkt. Facetten wie der Antisemitismus und die Islamfeindlichkeit sind weitgehend stabil und hoch ausgeprägt. Mit dem Blick auf die jüngere Geschichte fällt auf, dass die Zustimmung zu rassistischen und fremdenfeindlichen Meinungen sowie abwertenden Meinungen über Obdachlose, Behinderte und Langzeitarbeitslose in den letzten drei Jahren zugenommen haben. Zweitens gibt es in der Gesellschaft auch ein ansteigendes Potenzial an Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sowie Abwertungen von obdachlosen, behinderten und arbeitslosen Menschen. Alle Facetten, die das GMF-Syndrom ausmachen, finden sich im Fußball wieder, wie jüngst Kathöfer und Kotthaus (2013) mit dem Blick auf die Ultras nachgezeichnet haben. Drittens hängt GMF mit Zustimmungen zur Gewaltbilligung und -bereitschaft zusammen. In der Gesellschaft sind gewaltaffine Einstellungen nicht gering. So befürworteten z. B. im Jahr 2011 19 Prozent der befragten BürgerInnen die Meinung: „Wenn sich andere bei uns breitmachen, muss man ihnen unter Umständen unter Anwendung von Gewalt zeigen, wer Herr im Hause ist.“ Rund 14 Prozent stimmten der Aussage zu: „Wenn mich jemand beleidigt, kann es ihm passieren, dass er sich eine fängt.“ Dabei ist die Gewaltbereitschaft unter Jüngeren stärker, die Billigung von Gewalt zur Durchsetzung von Interessen ist jedoch unter den Älteren stärker ausgeprägt.

Feindselige Ursachen

Die Ausprägungen solcher Feindseligkeiten gehen mit einer Reihe von anderen Wahrnehmungen, Überzeugungen und Emotionen einher, die sie befördern. Wir haben in vielen Analysen wesentliche Ursachen von GMF ausfindig gemacht (vgl. Zick, Hövermann & Krause 2012; Zick, Küpper & Hövermann 2011). Hier sollen einige Ursachen hervorgehoben werden, die für die Fanarbeit interessant sein können.

Erstens ist die Feindseligkeit kein singuläres Phänomen bei gering gebildeten und ökonomisch prekär gestellten Personen. In unseren und vielen anderen Studien zeigt sich, dass höher gebildete Menschen aus gut situierten Schichten zwar weniger stark einfach erkennbaren Vorurteilen zustimmen, wohl aber versteckten und subtilen Vorurteilen. Insbesondere zeigt sich, dass der genannte Anstieg der Abwertungen in den letzten drei Jahren vor allem auf die wohlhabenden Befragten zurückzuführen ist. Menschenfeindlichkeit ist gewissermaßen nicht allein auf den Stehplätzen zu finden, sondern auch und gerade auf den (gesellschaftlichen) Sitzplätzen und in den VIP-Lounges.

Zweitens machen starke und enge nationale Identifikationen anfällig für GMF. Zugehörigkeiten, die exklusiv und eng orientiert sind, neigen dazu, andere auszugrenzen, um den Selbstwert, den sie bieten, nicht zu gefährden. Auch im Fußball ist das hinlänglich beobachtet und bekannt; ein Verweis auf die nationalsozialistische Vergangenheit mit ihrer National- und Rassetheorie ist selbsterklärend.

Drittens erzeugen autoritär konformistische Orientierungen und Ideologien der Dominanz der Eigengruppe (etwa der nationalen Gruppe) bzw. die unterstellte Minder- und Ungleichwertigkeit von anderen die Feindseligkeiten. Feindseligkeiten sind letztlich ein Werkzeug zur Herstellung von autoritärer Unterwerfung unter die Bezugsgruppe und von Dominanz über Minderheiten.

Viertens ist die Wahrnehmung oder auch Behauptung einer Bedrohung der Gruppe und ihres Zusammenhalts verantwortlich für die Freisetzung von Feindseligkeiten. Personen, die Diversität und kulturelle Vielfalt ideologisch ablehnen und meinen, Vielfalt wäre bedrohlich, lehnen alle möglichen Minderheiten ab. Im Jahr 2011 meinte die Mehrheit der BundesbürgerInnen, der Zusammenhalt der Deutschen sei gefährdet (56 Prozent) und die Gesellschaft falle auseinander (74 Prozent) und die Hälfte der Befragten meinte: „Deutschland wird in einem gefährlichen Maß überfremdet.“ In einer Onlinestudie, die wir zur WM in Südafrika 2010 durchgeführt haben, zeigen sich ähnliche Zusammenhänge, wenn wir nach den Meinungen zur Vielfalt im Fußball fragen (Zick, Hövermann & Müller 2010).

Fünftens macht die Ideologie – ökonomische Wert- und Moralmmaßstäbe sind auch an die Beurteilung von Menschen und Beziehungen anzulegen – anfällig dafür, gesellschaftlich schwache und ungeschützte Gruppen abzuwerten. Fast 30 Prozent der Befragten der GMF-Studie des Jahres 2011 meinten, wir nähmen zu viel Rücksicht auf Versagen, könnten uns menschliche Fehler und Menschen, die wenig nützlich sind, nicht leisten. Auch ökonomistische Ideologien finden sich weit verbreitet in den Fußballstadien, insbesondere je kommerzieller und wettbewerbsorientierter die Ligen sind.

Neben diesen Ursachen und Faktoren gibt es besondere situative Umstände, unter denen Menschen bereit sind, Feindseligkeiten gegen andere zu richten. Der wichtigste Umstand, unter dem fast jede Person anfällig für GMF ist, ist einfach: Wenn Menschen sich einer Gruppe zugehörig fühlen und die Gruppe Druck ausübt, andere abzuwerten oder zu diskriminieren, dann braucht es besondere Stärke und Hilfe, um dem nicht nachzugeben.

Die Illusion einfacher Lösungen

Im Fußball werden nicht nur Bälle getreten, sondern auch Rechte auf Gleichwertigkeit sowie zivilgesellschaftliche Normen und Werte. Uns ist keine Saison bekannt, wo nicht Berichte über alle möglichen Formen der Menschenfeindlichkeit (Banner, Sprüche, diskriminierende Symbole, Beleidigungen, Beschimpfungen, Verletzungen, Übergriffe usw.) bekannt wurden und zu heftigen Debatten führten. Richten wir den Blick auf die Facetten und Ursachen der GMF in Fußballstadien, dann hat die Umschau mit relativ komplexen Informationen zu kämpfen.

Erstens gibt es nicht „die“ Menschenfeindlichkeit, die wir aufspüren, beobachten und bekämpfen können. Daher sind auch einfache Lösungen und Kontrollmaßnahmen eine Illusion. Auch wenn Stereotype, Vorurteile und Diskriminierungen z.T. einfach sind und leicht erkennbar erscheinen, suchen sie sich immer neue Wege gerade dann, wenn sie verfolgt werden. Das ist anhand von versteckten antisemitischen Symbolen gut erkennbar. Zweitens gibt es meines Erachtens noch kein hinreichend wissenschaftliches Wissen über Erscheinungsformen und Ursachen von GMF im Fußball. Wenn die Ursachen und Erscheinungsformen nicht genau verstanden werden, dann ist es auch schwierig, sie zu bearbeiten. Manch gut gemeinte Informationskampagne gegen Rassismus kann die Gemeinschaft der liberalen Fußballfans erhöhen, aber an den RassistInnen erheblich vorbeizielern (zu Effekten von Programmen vgl. Paluck & Green 2009). Drittens gibt es nicht eine bestimmte Gruppe, die für GMF verantwortlich ist. Sicherlich gibt es rechtsextreme Ultras und Nationale Autonome unter den Fans, aber das sind z.T. einfach zu identifizierende Gruppen. Möchten Fanarbeit und andere Verantwortliche offen sein für die Beobachtung aller Facetten von GMF, dann sind mehr oder minder starke Vorurteile überall zu finden. Es sind auch Formen der GMF gegenüber Fans zu finden, die unter der Dauerbedrohung, sie seien aggressiv und gewalttätig, stehen. Rassismus, Vorurteile und Stereotype werden in der Auseinandersetzung zwischen Konfliktgegnern oft gegenseitig vorgehalten. Das reduziert nicht den Konflikt, sondern erhält ihn. Viertens ist zu beachten, dass GMF eine Geschichte im Fußball hat, die Nachwirkungen erzeugt. Ohne die historischen Wurzeln sind viele Ausprägungen von GMF in der Gegenwart nicht verständlich. Dabei ist aber auch die Geschichte gelungener Repression bedeutsam. Aus dem Verständnis über die Reduktion kann auch Wissen zur Entstehung abgeleitet werden; das Verständnis muss aber eben erzeugt werden. Vor diesem Hintergrund kann nun die Lupe auf fußballspezifische Bedingungen für GMF angelegt werden.

Zunächst ist festzustellen, dass es wohl keine Persönlichkeitsstruktur gibt, die bestimmt, ob jemand feindselig gegen andere ist. In Studien bestätigt sich, dass eine grundsätzlich geringe Offenheit für Andere, mangelnde soziale Verträglichkeit, autoritäre und machtorientierte Orientierungen, eine Erziehung und Bildung, die GMF zulässt, sowie Unzufriedenheiten mit der eigenen Lebenslage oder das Bedürfnis, sich bei anderen durch GMF Beachtung zu verschaffen, die Persönlichkeitsstruktur von „Menschenfeinden“ annähernd beschreibt (vgl. z. B. Sibley & Duckitt 2008). Wesentlicher sind kollektive Faktoren, die GMF erzeugen. Wenn Personen sich mit einer Gruppe identifizieren, dann geht die Identifikation mit einer Selbstdefinition nach den Wertvorstellungen, Überzeugungen und Emotionen der Gruppe einher; die Identität wird umgeschaltet. In Konfliktsituationen, in denen scheinbar die Gruppe und deren Identität bedroht sind, die Interessen der Gruppe real oder vermeintlich gegen die Interessen prallen oder die Frustration über Verluste auf andere verschoben werden, ist die Wahrscheinlichkeit der Diskriminierung von Outgroups hoch. Identifikationen mit Fußballvereinen oder Fangruppen, die ihrerseits eine exklusive Identität behaupten, gehen mit einer Stereotypen- und Vorurteilsübernahme einher. Sie gehen auch mit einem Wahrnehmungswechsel einher. Die „Feinde“ werden alle als relativ ähnlich wahrgenommen, die anderen sind schuld, wenn es zu Konflikten kommt; Opfer werden Täter und umgekehrt.

Dabei erleichtern Situationsfaktoren die Bereitschaft, diskriminierend zu denken und zu handeln. Konflikte im Fußball sind besonders gefährlich, wenn negative kollektive Einstellungen, Emotionen und/oder Gewaltintentionen in das Stadion getragen werden und dort auf spezifische Situationsbedingungen treffen wie Enge, gemeinsamen Stress, körperlich als hart erlebte Kontrollmaßnahmen usw. Konflikte können insbesondere dann eskalieren, wenn unter den aversiv erlebten Umständen Gruppen die Meinung vertreten, dass ihre Vorstellungen zwar als illegitim stigmatisiert werden, sie allerdings aufkündigen, sich überhaupt noch für irgendetwas zu rechtfertigen. Diese Entkopplung von der Frage der Legitimität gelingt aber nur, wenn Gruppen ständig mit einer Propaganda gegen Feinde beliefert werden. GMF ist ein Mittel der Propaganda, zumal viele Facetten von GMF im Fußball immer wieder als harmlos deklariert werden. GMF wird insbesondere dann als Mittel der Eskalation eingesetzt, wenn es mit ihr gelingt, Feinde zu dehumanisieren.

Gegen die Propaganda ist Fanarbeit zunächst machtlos, wenn feindselige Identifikationen auf eine situativ verstärkte Gruppendynamik treffen, die durch Ritualzwang, Anonymität, Emotionsdruck, eine Verschiebung von Normalitäten und Kontrollverlusten geprägt ist. Dabei wird oft nicht bedacht, dass auch die

stillschweigende Duldung von menschenfeindlichen Meinungen und Emotionen durch andere den Konflikt erhält. Radikalisierungen finden in den Nischen der Fußballgesellschaft statt. Das gelingt am besten, wenn die Nischen als vermeintlich kontrollierbar missachtet werden.

Herausforderungen

Fanprojekte sind immer stärker aktiv tätig gegen alle Formen der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit (GMF). Sie sind auch sehr gute Seismografen für dieselben. Die Fanarbeit hat ein solides und gutes Wissen über die Formen von GMF aufgebaut, und damit ist sie eine Ressource für die Entwicklung eines Fußballs, der gesellschaftliche Verantwortung ernst nimmt. Die Bündelung des professionellen Wissens um Ursachen und Ausdrucksformen von GMF wie auch eine angemessene Projektarbeit sind heute wie in der Zukunft auszubauen (Pilz 2008). Es empfiehlt sich meines Erachtens auch, eine genaue Bestandsaufnahme der notwendigen Ressourcen für stabile und zuverlässige, eben auch evaluierte, Projekte gegen GMF zu machen. Drei Grundfragen könnten Fanprojekte dabei verhandeln: Welche Ausdrucksformen von GMF sind wo bei wem zu beobachten? Was sind die Ursachen, die bearbeitet werden müssen, und wer kann das? Welche Handlung war langfristig effektiv, welches Projekt war ineffektiv? Singuläre und aufsehenerregende Informationskampagnen gegen Rassismus sind gut für die Stärkung der „Aufrechten“, längerfristig aber kaum effektiv (Paluck & Green 2009).

Fanarbeit ist dabei eine Arbeit an der Quadratur des Kreises. Einerseits will und soll sie GMF bei Fans bearbeiten, andererseits weiß sie, dass es GMF gegen Fans gibt. Es gibt Fangruppen, die unter Beobachtung stehen und relativ stabil von der Meinung bedroht sind, dass sie gewalttätig und rassistisch sind. Das Ultrastereotyp in der Gesellschaft ist negativ. Aus der Forschung zur Stereotypbedrohung ist bekannt, dass Personen oder Gruppen, die andauernd von einem Stereotyp bedroht werden („Die sind gewalttätig.“) und dies als Belastung erleben, auf die Dauer zur Verminderung des Stresses einfach das Stereotyp übernehmen und im äußersten Falle erfüllen („Dann sind wir es halt.“), um den Stress loszuwerden.

Aus der Bestandsaufnahme zur GMF ergeben sich weitere Herausforderungen. Nahezu alle Fanprojekte verfügen über konkrete Listen und Ideen zur Bekämpfung von offenen und subtilen Facetten von GMF. Stete Kampagnen, Projektstage mit Fans, Kooperationstreffen zwischen Fans und Vereinen, Symbole

gegen GMF, klare Repressionen bei rassistischen Ausschreitungen, Aktionen gegen die Verbreitung rechtsextrem orientierter Ultragruppen, Unterstützung von antirassistischen Choreografien im Stadion usw. gehören bereits zum Traditionsbestand der Fanarbeit. Es stehen aber neue Herausforderungen für die Fanarbeit vor der Tür, die innovative Konzepte der Arbeit mit Fans und der Unterstützung von Fanprojekten verlangen.

Erstens erreichen die Fußballplätze gesellschaftliche Probleme, ob der Fußball das möchte oder nicht. Fans kommen mit ihren gesellschaftlichen Erfahrungen in die Stadien und verhandeln sie dort. Die klare und rasante Umstellung der Gesellschaft auf den Wettbewerb und die Bemessung aller Lebensbereiche nach scheinbar ökonomischen Kriterien (Rankings, Noten, Versager-Gewinner-Logiken usw.) führt bei vielen Menschen zu Stress-, Desintegrations- und Ohnmachtsgefühlen. Die Rede vom Volkssport und der Unterhaltung Nummer 1 suggeriert oft, dass das alles keine Rolle im Fußball spielt und hier noch „Emotion und Gemeinschaft pur“ regieren. Umso ernüchterter berichten gerade jene, die sich als Ultras identifizieren, wie frustrierend die Kommerzialisierung im eigenen Verein voranschreitet und auch dort Wettbewerb und eine alles überbordende Kontrolle als Mittel eingesetzt werden.

Die harten Konflikte um Pyrotechnik und Sicherheitsmaßnahmen in der Saison 2012/13 haben die Auseinandersetzung zwischen der Selbstbestimmung von Fans und der Idee eines neuen Kontrollparadigmas bestimmt. Solche politischen Auseinandersetzungen werden zunehmen, gerade weil Aktionen von Fans zum festen Bestandteil des Stadionerlebnisses geworden sind. Da Fans sich im Fußball Einfluss verschafft haben und zugleich Fußball wirtschaftlich interessant ist und Konflikte wirtschaftlich schlecht sind, wird die Auseinandersetzung um Rechte, Freiheiten Kontrollen und Ungerechtigkeiten zunehmen und Fanarbeit bestimmen. Fans und ihre FanarbeiterInnen werden die Ökonomisierung und Standardisierung von Gesellschaft im Stadion verhandeln. Fanarbeit wird anwaltschaftliche Arbeit von Gruppen, die Ungleichwertigkeiten und Minderwertigkeiten wahrnehmen. Sie wird auch anwaltschaftliche Arbeit gegen ein scheinbar entlastendes, aber doch überbordendes Sicherheits- und Haftungsparadigma leisten. Neben der klassischen sozialen und pädagogischen Arbeit mit Fans wird die Fanarbeit sich fit für die Verhandlung um das Gleichgewicht von Freiheit und Wirtschaftlichkeit machen müssen.

Fanarbeit wird zugleich und weiterhin soziale Integrations- und Förderarbeit für Fans sein und sich auch darin ständig weiterbilden müssen. Sie hat mit der enormen Attraktivität des Fußballs dabei multiple Probleme zu lösen, für die sie eigentlich gar nicht vorgesehen ist: Fanarbeit soll Entwertungs-, Entsolidarisie-

rungs- und Prekarisierungserfahrungen fangen und in gute Erlebnisse ummünzen. Sie soll zugleich Fans bei der Einhaltung von Sicherheitsparadigmen kontrollieren und helfen, egal ob das pädagogisch und sozialarbeiterisch sinnvoll ist. Am besten soll sie noch eine Analyse von Fankultur und Fanidentitäten liefern. Das sind Forderungen, der Fanarbeit nur begegnen kann, wenn sie sich selbst eine klare Definition gibt und andere sie bei jeder zusätzlichen Belastung unterstützen und entlasten, seien es die Vereine, Verbände oder Kommunen. Fanarbeit braucht Schutz der Profession, was auch Autonomie bedeutet, und sie muss für das wertgeschätzt werden, was Gesellschaften nicht mehr tun: Schwache schützen und integrieren, kreative Identitätspotenziale stärken, Freiräume geben, Menschenfeindlichkeit vorbeugen, Netzwerke ermöglichen und Kontakte herstellen. Sie braucht selbst das, wozu sie Fans verhilft: Zugehörigkeits-, Einfluss-, und Kontroll-, Anerkennungs- und Vertrauenskapital.

Literatur

Fiske, Susan T. (2004)

Social beings: core motives in social psychology

HOBOKEN, NJ: WILEY

Kathöfer, Jochen & Kotthaus, Sven (Hrsg. 2013)

Block X – Unter Ultras. Ergebnisse einer Studie über die Lebenswelt in Westdeutschland

WEINHEIM: JUVENTA

KOS – Koordinationsstelle Fanprojekte &

Interkultureller Rat in Deutschland (Hrsg. 2012)

Die Arbeit der Fanprojekte gegen Rassismus

FRANKFURT A. MAIN

Paluck, Elisabeth L. & Green, Donald P. (2009)

„Prejudice reduction: What works? A review and assessment of research and practice“

IN: ANNUAL REVIEW OF PSYCHOLOGY, 60, 339–367

Pilz, Gunter A. (2008)

Rechtsextremismus, Rassismus und Diskriminierung im Fußballumfeld – Herausforderungen für die Prävention.

IN: ELVRICH, GABI & GLASER, MICHAELA (HRSG.): RECHTSEXTREMISMUS, FREMDENFEINDLICHKEIT UND RASSISMUS IM FUSSBALL: ERFAHRUNGEN UND PERSPEKTIVEN DER PRÄVENTION

HALLE: DJI, 16–23

Riedl, Lars (2008)

„Und dann jubelte das ganze Stadion!“ *Zur Entstehung und Steuerung kollektiver Emotionen im Spitzensport*

IN: SPORT UND GESELLSCHAFT/SPORT AND SOCIETY 5, 221–250

Sibley, Chris & Duckitt, John (2008)

Personality and prejudice: a meta-analysis and theoretical review

IN: PERSONALITY AND SOCIAL PSYCHOLOGY REVIEW, 12, 248–279

Zick, Andreas; Hövermann, Andreas & Krause, Daniela (2012)

Die Abwertung von Ungleichwertigen. Erklärung und Prüfung eines erweiterten Syndroms der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit

IN: WILHELM HEITMEYER (HRSG.): DEUTSCHE ZUSTÄNDE, FOLGE 10.

BERLIN: SUHRKAMP, 64–86

Zick, Andreas; Hövermann, Andreas & Müller, Michael (2010)

Der Özil-Effekt. Eine Studie zu den Einstellungen der Deutschen zur kulturellen Vielfalt, Afrika und zur nationalen Identität rund um die WM 2010

ONLINE VERFÜGBAR UNTER:

WWW.UNI-BIELEFELD.DE/IKG/ZICK/ZICKETAL_WM2010.PDF

Zick, Andreas; Küpper, Beate & Hövermann, Andreas (2011)

Die Abwertung der Anderen. Eine europäische Zustandsbeschreibung zur Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung

BERLIN: FRIEDRICH-EBERT STIFTUNG

Zick, Andreas & Winands, Martin (2013)

Fußball, Menschenfeindlichkeit und Diskriminierung.

IN: THOMAS FELTES (HRSG.). POLIZEI UND FUSSBALL. ANALYSEN ZUM RITUELLEN CHARAKTER VON BUNDESLIGASPIELE

FRANKFURT A. MAIN: VERLAG FÜR POLIZEIWISSENSCHAFT, 143–152

Der Autor

Prof. Dr. Andreas Zick ist Direktor des Instituts für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld. Er ist Leiter diverser Projekte zur Fanforschung sowie von Projekten zur Optimierung der Fanarbeit.



Von strukturierten Emotionen und emotional aufgeladenen Strukturen

Schlaglichter auf die jüngere Entwicklung der
Ultraszene

Jonas Gabler

Von strukturierten Emotionen ...

„Manche Dinge lassen sich einfach nicht analysieren und erklären.“ – Dies ist eine durchaus geläufige Erwiderung von Ultras auf die wiederkehrenden wissenschaftlichen und journalistischen Bestrebungen, Erklärungen für das Verhalten von Fußballfans zu finden. Mit dieser Aussage wird eng und häufig die Bezugnahme auf Emotionen und Irrationalität verknüpft, die die Fußballfankultur aus der Sicht der Akteure auszeichnen. Zweifellos spielen Emotionen eine entscheidende Rolle beim Fußball. In der Wissenschaft wird vielfach darauf hingewiesen, dass der Besuch von Spitzensportereignissen wie Fußballspielen seinen Reiz aus emotionsbezogenen Aspekten bezieht. Dazu gehört „z. B. das Erleben von Spannung, positiver Stress (Eustress), die Flucht aus der Routine des Alltags oder das Ausleben von Emotionen“ (Riedl 2008, 222). Diese Einschätzung deckt sich mit den Schilderungen von Fußballfans allen Alters, die den Spielbesuch als einen Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen wahrnehmen, in dessen Folge spontan Emotionen aller Art – Spannung, Freude, Trauer, Leid und Hass – erlebt und ausgelebt werden. Der Besuch eines Fußballspieles wird so zu einem individuellen Freiheitserlebnis stilisiert und auch als solches erlebt. Denn tatsächlich gelten für Zuschauer bei Fußballspielen andere Emotionsnormen, Kodierungs- und Manifestationsregeln (vgl. Riedl 2008, 235f.) als in anderen sozialen Kontexten. Dies impliziert für viele Fans die Möglichkeit, sich daneben benehmen zu können, und ist Ursache für deviantes und delinquentes Verhalten von Fußballfans. Damit ein-

her geht ein negativer Ruf von Fußballfans, der sich bereits in den 1980er- und 1990er-Jahren verfestigte, als solches Verhalten unter Fußballfans nach Dafürhalten vieler Beobachter noch stärker ausgeprägt war.

Doch trotz dieses negativen Rufes, der den Fußball und seine Fans seither begleitet, konnten wir in den zurückliegenden 15 Jahren einen unvergleichlichen Boom in der Ersten und Zweiten Bundesliga beobachten. Dieser Boom dürfte nicht allein auf einer breiteren Begeisterung für die technischen und taktischen Feinheiten des Fußballsports beruhen. Einen erheblichen Anteil daran hat sicherlich das Gelingen des Unternehmens, den Fußball in gewissem Maße (weiter) zu zivilisieren und den Spielbesuch – objektiv und gefühlt – sicherer zu machen. Die Stadien sind heute nicht nur komfortabler, durch ein entsprechendes Rahmenprogramm ist es zudem gelungen, den Spieltag zu einem attraktiven Event auch für die Menschen zu machen, die früher Fußballspiele gemieden oder am Fernsehen verfolgt haben, weil sie sich weder für den Sport noch für die Fankultur ausreichend begeistern konnten, um die objektiven Unannehmlichkeiten eines Stadionbesuchs in Kauf zu nehmen. Ebenso wirkten der Um- und Neubau von Stadien, der Ausbau der Sitzplätze (und Rückbau von Stehplätzen) und die steigenden Eintrittspreise, die jüngere Zuschauer eher abschrecken, mäßigend auf das Publikum. Neben diesen baulichen Veränderungen setzte man vor dem Hintergrund der Erfahrung, dass Spontaneität und Emotionalität nahezu zwangsläufig mit vermehrtem abweichenden und ggf. auch delinquenten Verhalten einhergehen, auf eine stärkere Kanalisierung und Strukturierung der Emotionen. Dies gelang sowohl durch die Eventisierung des Spieltages aber auch mittels Tabuisierung und Sanktionierung von bestimmten Verhaltensweisen (die in der Vergangenheit noch eher toleriert wurden)¹. Eine Folge von all dem ist, dass sich große Teile des Publikums – abgesehen von dem Moment nach einem Torerfolg – wesentlich passiver verhält und meistens nur noch nach Aufforderung aufsteht, klatscht, singt, also Emotionen zeigt.

Diese Entwicklung ist der in anderen Ländern nicht unähnlich, die Besonderheit des Booms der deutschen Bundesliga liegt jedoch darin, trotzdem den Eindruck zu vermitteln, dass die Emotionalität unter dieser Zivilisierung nicht leiden musste. Eine zentrale Rolle spielen dabei die verbleibenden Stehplatzsektoren, die eine Art Reservat der Fankultur darstellen. Hier sind Emotionen und Spontaneität bis zu einem gewissen Grad toleriert, ja in einem bestimmten Maße sogar erwünscht. Die Bewohner dieses Reservates dienen (neben dem Spielverlauf oder

¹ Wie etwa das Betreten des Spielfeldes nach dem Abpfiff oder auch das Abbrennen pyrotechnischer Gegenstände.

auch den Ansagen des Stadionsprechers) immer wieder als Auslöser für „emotionale Ansteckungsprozesse“ (Hatfield et al. 1994), die das ganze Stadion erfassen, und schaffen so den emotionalen Rahmen für das Ereignis Fußballspiel.

In diesen Reservaten ist die Ultrakultur als in Deutschland jüngste Ausdifferenzierung von Fußballfankultur entstanden (und hat sich fortan weiter entwickelt). Dabei dürfte es kein Zufall sein, dass sich Ultragruppierungen überall dort etablieren, wo sich meist junge Fans über die Passivität des übrigen Publikums beklagen und dem ihre Aktivität entgegensetzen: Die Ultrakultur – ob nun bewusst oder wahrscheinlich eher unbewusst – scheint nahezu perfekt in das Anforderungsprofil des hier beschriebenen postmodernen Fußballs zu passen. Denn zentraler Kern, vielleicht sogar das entscheidende Charakteristikum, das das Fanmodell Ultra von seinen Vorgängern unterscheidet, ist der Anspruch auf Choreografierung: die Koordination der Gruppe, der Fankurve, deren möglichst geschlossenes, uniformes Auftreten – idealtypisch ausgedrückt in der Choreografie. Durch diesen Anspruch der Choreografierung eignen sie sich hervorragend als Initiatoren von Stimmung, etwa indem sie das Publikum zum Aufstehen, Singen und Klatschen auffordern. So bewahren sie den anderen Besuchern die Illusion eines emotionalen Ereignisses – wenn auch nur in Form von choreografierten, vorstrukturierten Emotionen (die nichtsdestotrotz über eine unvergleichlich größere Authentizität verfügen als die Inszenierung von Stimmung durch den Stadionsprecher oder durch von Sponsoren finanzierte Choreografien).

Die Etablierung des Fanmodells Ultra bedeutete also eine Form der Strukturierung von Emotionen. Dies impliziert einen – vermutlich zwangsläufigen – Schritt bei der Regulierung von Fankultur, die sich den Anforderungen jenes postmodernen Fußballs gerade genug anpasst, um nicht verboten zu werden und sich zugleich durch bestimmte Formen devianten Verhaltens dennoch eine gewisse (mindestens symbolische) Non-Konformität. Zwangsläufig ist dieser Schritt deshalb, weil sich die Frage stellt, wie Verbände, Vereine, Medien und Polizei auf eine weniger strukturierte, aber mindestens ebenso abweichende Fankultur reagieren würden.

... und emotional aufgeladenen Strukturen

Wie zivilisiert der Fußball aber schon ist bzw. inwiefern eine weitergehende Disziplinierung von Emotionen wünschenswert wäre, darüber besteht keine Einigkeit zwischen Vereinen, Verbänden, Fans, Politik und Polizei. Dies ist die Grundlage

für den in der jüngeren Vergangenheit wieder aufgeflammt Konflikt um die Sicherheit bzw. Unsicherheit des Stadionerlebnisses.

In diesem Konflikt sehen sich die Ultragruppen, die sich nach innen und außen als Akteur darstellen, der die Fanszene anführt und prägt (also reguliert), einem großen öffentlichen Druck ausgesetzt, sich verantwortungsvoll zu verhalten. Trotz dieses Anspruches, den die Ultragruppen im Vergleich zu vorangegangenen Fanzusammenschlüssen viel stärker verinnerlicht und angenommen haben und trotz des Anspruchs an sich selbst, choreografierend und strukturierend auf die eigene Fanszene zu wirken, gehört zum Selbstbild der Ultras aber auch das Ideal von (individueller) Freiheit, Selbstbestimmung und Spontanität – Dinge, die nur schwer mit Autoritäten und Strukturen vereinbar sind.

Hier offenbart sich ein zentraler Widerspruch in der Ultrakultur: Der individuelle Anreiz für viele Fußballfans, ein Spiel zu besuchen, um dort spontan ihren Emotionen freien Lauf zu lassen, sowie das – wenn auch unausgesprochene – Versprechen der Ultragruppierungen Freiheit und Selbstbestimmung bieten zu können, wirkt wie eine Zentrifugalkraft, also eine auseinander treibende, individualisierende Kraft. Zugleich ist offensichtlich, dass ein individualisiertes Ausleben von Freiheit und Emotionalität nicht (mehr?) funktioniert: Die Passivität des Publikums kann nur durch Organisation und Strukturierung durchbrochen werden. Genauso würde eine gänzlich spontane, völlig regellose, bzw. unregulierte Fankultur augenblicklich einen viel größeren Repressionsdruck erfahren. Choreografierung, Organisation und Disziplinierung sind die Antworten, die die Fankultur (in Form der Ultrakultur) auf diese Entwicklung gefunden hat und die als eine Art Zentripetalkraft wirken, indem sie den individuellen Freiheitsdrang mäßigen und so die Fanszene zusammenhalten.

Choreografierung und Disziplinierung bedeutet natürlich im Prinzip nichts anderes als das Ersetzen der externen durch interne Autoritäten, die eigene Normen und Verhaltensregeln aufstellen und etablieren. Hier stellt sich die Frage, warum diese Autoritäten anerkannt werden, warum diese intern praktizierte Einschränkung von Freiheit und Spontanität akzeptiert wird? Hintergrund könnte sein, dass diese Autoritäten sich ständig und viel unmittelbarer legitimieren müssen. Ihre Stellung können sie nur so lange aufrechterhalten, wie es ihnen gelingt, die Zentrifugal- und die Zentripetalkräfte im Gleichgewicht zu halten.²

2 Jedoch kann mit Blick auf einige wenige Fanszenen auch die Position vertreten werden, dass dieses Gleichgewicht aus dem Ruder laufen kann, dass aus der Idee der Choreografierung ein universeller Anspruch auf Uniformität – ein auch körperlich durchgesetzter Zwang zum Mitmachen – wird.

Hier wird deutlich, dass Hierarchien in (ehrenamtlich organisierten) Fußballfanszenen in der Regel anders funktionieren und organisiert sind als in herkömmlichen Vereinen und erst recht als in (hauptamtlich arbeitenden) Organisationen, Behörden oder gar einem Staat. Hierarchien und Koalitionen in Fanszenen sind labil und können sich kurzfristig wandeln. Analog gibt es keinen Präsidenten oder Premierminister mit Richtlinienkompetenz. Führende Personen von Ultragruppierungen haben dementsprechend keine Legislaturperiode und kein zeitlich bestimmtes Mandat, vielmehr sind sie nur so lange führende Personen, wie sie die Unterstützung durch die Gruppe erfahren.³ Sie haben zwar sehr wohl ein Mandat, um für die Gruppe mit anderen Akteuren zu sprechen, und sie sind in der Lage, in bestimmten Situationen auf das Verhalten ihrer Gruppe Einfluss zu nehmen. Beides dürfen sie aber nicht überstrapazieren, da sie sonst ihren Rückhalt und ihre Legitimation verlieren. Ihr Handeln gleicht einer Gratwanderung zwischen dem Gewähren individueller Freiheiten und Mitteln der Disziplinierung, die auch als Gratwanderung zwischen Emotionalität und Rationalität interpretiert werden könnte. Bestimmte Handlungen⁴, die von Ultras häufig als emotionsgeleitet dargestellt werden, unterliegen in vielen Situationen einer szeneeinternen Kontrolle, bei der die führenden Personen maßgeblichen Einfluss haben dürften. Die Entscheidung, wann es im Interesse der Gruppe geboten ist, den Emotionen zu folgen – etwa bei welchem Spiel Pyrotechnik gezündet bzw. wann die Füße still zu halten sind – fällt wohl häufig *auch* anhand ziemlich rationaler Kriterien.⁵ Entscheidend ist aber: Diese Kontrolle lässt sich nicht beliebig ausreizen, ein gänzlicher Verzicht auf Emotionen bzw. auf die mit ihnen diskursiv verbundenen

3 Dies und Folgendes könnte in gewissem Maße auch für die Führungsrolle einer bestimmten Gruppe in ihrer jeweiligen (aktiven) Fanszene gelten: Eine Fan-/Ultragruppierung, die nicht mehr die Legitimation der anderen aktiven Fans/Ultras erfährt – etwa weil sie sich zu angepasst gibt –, droht möglicherweise an den Rand gedrängt und in ihrer Führungsposition abgelöst zu werden.

4 Gemeint sind hier in erster Linie (geplante) Angriffe auf gegnerische Gruppen und das (koordinierte) Zünden von Pyrotechnik.

5 Pyrotechnik ist aufgrund der ausgeweiteten Kontrolle und verschärfter Sanktionen heute nur noch selten Ausdruck spontaner Emotionen. Denn beides hat dazu geführt, dass Ultras vor allem auf geplante Pyroshows setzen und dadurch den Einsatz in gewisser Weise reguliert haben. So wird kaum mehr im heimischen Stadion gezündet, sondern bei Auswärtsspielen, bei denen neben der Brisanz des Spiels idealerweise auch günstige Konstellationen zusammentreffen: etwa Flutlichtspiele in älteren Stadien mit schlecht ausgebaute Überwachungstechnik. Genauso finden gewalttätige Übergriffe heute kaum mehr aus dem Affekt heraus statt, sondern ereignen sich schlicht dann, wenn sich die Möglichkeit eines Angriffes ergibt, im Zweifelsfall sogar, indem ein Angriff entsprechend geplant wird.

Handlungen, wäre der Bruch mit dem der Ultrakultur immanenten Versprechen von Freiheit, Selbstbestimmung, Emotionalität und Spontanität.

In diesem Sinne kann man Ultragruppen als emotional aufgeladene Struktur begreifen: Denn um diesem Versprechen gerecht zu werden, werden bestimmte Handlungen zu Symbolen erhöht, die zum einen nach innen das Einlösen dieses Versprechens demonstrieren und zum anderen nach außen die Non-Konformität unterstreichen. Das Festhalten an diesen Symbolen⁶ verdeutlicht, dass man sich – bei aller Anpassung – nicht gänzlich den Institutionen der rationalen Erwachsenenwelt fügen will. Entsprechend wenig aussichtsreich erscheint ein Appell, diese emotional aufgeladenen Symbole und Themen gänzlich auf- und preiszu-geben.

Die hier dargestellten grundsätzlichen Überlegungen sollten im Gedächtnis behalten werden, wenn nun in drei Schlaglichtern aktuelle Trends und Entwicklungen in der Ultrakultur diskutiert werden, die die Arbeit der Fanprojekte in den kommenden Jahren mutmaßlich beschäftigen werden.

Schlaglicht: Institutionalisierung und Fragmentierung

Die Ultrakultur besteht in Deutschland in etwa seit der Mitte der 1990er-Jahre. Man könnte also sagen, dass diese jüngste Ausdifferenzierung von Fankultur bald ihre Volljährigkeit feiern darf. In dieser Zeit hat sich die Ultrakultur gewandelt, was sich in erster Linie dadurch auszeichnet, dass Ultragruppen heute nicht mehr kleine Cliques von jungen Fans sind, die im Support andere Akzente setzen wollen. Vielmehr haben sich die Ultragruppen bei fast allen Vereinen als die dominierenden und prägenden Fanzusammenschlüsse etabliert, was sich unter anderem in den deutlich höheren Mitgliederzahlen der Gruppen und ihres Umfeldes niederschlägt. Dieses Umfeld ist heute häufig in Förderkreisen oder Dachverbänden organisiert. Als Treffpunkte der Szene dienen oft nicht mehr Kneipen oder die Räume der Fanprojekte; etliche Ultragruppen verfügen über eigene Räumlichkeiten, bei denen es sich um Lokale, Fabriketagen bis hin zu Lagerhallen handeln kann.

6 Damit sind hier insbesondere die Akzeptanz und teilweise auch Inszenierung und Verherrlichung von Gewalthandlungen (sowie in den vergangenen zwei Jahren insbesondere der Einsatz von Pyrotechnik) gemeint.

Auch in Bezug auf Publikationen hat die Ultrakultur eine erstaunliche Entwicklung zurückgelegt: Zu den obligatorischen Spieltagsflyern haben sich Ultrazines gesellt, die bezüglich Umfang und Druckqualität und Auflage in der Fanzineszene neue Maßstäbe setzen. Die Aktivitäten der Ultragruppen erstrecken sich aber nicht nur auf die Erstellung von Publikationen, sondern umfassen ein breites und attraktives Spektrum an Betätigungsfeldern und gemeinsamen Aktionen.

Für die Fanprojekte bedeutet dies, dass sich ihre Arbeit mit und ihr Zugang zu den Gruppen verändert. Die Kontaktaufnahme gestaltet sich selbstredend schwieriger, wenn die Beteiligten ihren Treffpunkt nicht mehr in den Räumlichkeiten des Fanprojektes haben sollten. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Ultras verstärkt an ihren Treffpunkten bzw. bei ihren Aktivitäten aufzusuchen, zu begleiten und gegebenenfalls zu unterstützen. Andererseits bietet das breite Spektrum an Aktivitäten auch vielfältige Möglichkeiten für junge Menschen sich zu entfalten: Die Ultragruppen sind mit ihrer selbst organisierten Gemeinwesenarbeit eine Art eigenes Fanprojekt. Die Arbeit der sozialpädagogischen Fanprojekte verschiebt sich demzufolge weg von der Initiierung von Aktionen hin zu einer verstärkten Begleitung der durch die Ultras selbst organisierten Aktivitäten.

Der dargestellte Aufbau von Strukturen bedeutet auch eine Form von Institutionalisierung: Aus der Sicht vieler Ultragruppen hat es sich in Bezug auf die Konsolidierung, den Fortbestand und die Weiterentwicklung der Gruppe als vorteilhaft erwiesen, eine allzu starke Fluktuation bei den Führungspersonen möglichst zu vermeiden. Kontinuität der Personen wie auch Kontinuität im Handeln ist für viele Ultragruppen dementsprechend zu einer kaum bestrittenen Zielvorstellung geworden. Die damit verbundene gebremste oder ganz ausbleibende Fluktuation (in der Führungsebene) bedeutet aber vor allem für jüngere SzenegängerInnen, dass sie größere Schwierigkeiten dabei haben, ihre eigenen Betätigungsfelder zu finden und sich dort nach ihren Vorstellungen einzubringen. Dies bedeutet zum einen, dass sich das emanzipatorische Potenzial von Jugendkultur (und in diesem Fall der Ultrakultur) nicht im vollen Maße entfalten kann, da es darauf beruht, dass nachfolgende Generationen die Möglichkeit haben, die gleichen Fehler zu begehen und ihre eigenen Erfahrungen zu machen. Darüber hinaus führen die Institutionalisierung und die ausbleibende Fluktuation mutmaßlich zu einem beachtlichen Frustrationspotenzial bei den nachrückenden Fangenerationen, die nicht in die Lage kommen, ihre eigenen Projekte umzusetzen und die Gruppe nach ihren Vorstellungen (um-)gestalten zu können.

Bei diesem Wunsch nach Umgestaltung spielt auch die kulturelle Ausdifferenzierung der Ultrakultur eine zunehmende Rolle. Dies war und ist kaum zu vermeiden angesichts der Tatsache, dass die Ultrakultur zu dem dominierenden

Element von Fankultur geworden ist: Solange sich die damals weitgehend isolierten Gruppen von jungen Ultras in der Fanszene noch gegen erhebliche Widerstände durchsetzen mussten, kamen unterschiedliche Vorstellungen davon, wie das Ultrasein auszuleben sei, kaum zum Vorschein bzw. spielten aufgrund der wesentlich intensiveren Auseinandersetzungen mit anderen Fanmodellen eine untergeordnete Rolle. Nun, da Ultra das unbestritten dominante Fanmodell ist, kommt einer Binnendifferenzierung eine stetig zunehmende Bedeutung zu. Es entwickeln sich auseinandergelagerte Vorstellungen darüber, welchen Weg die jeweilige Ultragruppe einschlagen sollte: Etwa in Bezug auf Art und Form des akustischen Supports, die Art und Form des optischen Supports, die Organisationsstrukturen, die Haltung zu Diskriminierung, die Haltung zur Politik, die Haltung zur Gewalt sowie den Konflikt darüber, ob nun tradierte Fanfreundschaften/-feindschaften oder aber ähnliche Haltungen bezüglich der obigen Punkten bei der Wahl der Kontakte zu anderen Fanszenen ausschlaggebend sein sollten.

Derartige Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die Ausrichtung der eigenen Gruppe dürften eine nicht unerhebliche Rolle spielen bzw. verstärkend wirken, wenn jüngere Generationen feststellen, dass sie in ihren Ultragruppen bei dem Unterfangen, eine tragendere Rolle zu spielen, auf sichtbare und unsichtbare Widerstände stoßen. Möglicherweise erleben sie hier unmittelbar den Widerspruch zwischen dem Ideal (und der dazugehörigen Rhetorik) von Spontaneität, Selbstbestimmung und Freiheit einerseits und dem Alltag von Unterordnung und Disziplinierung (auch im Sinne von Choreografierung) in der Gruppe andererseits. Gelingt es den bestehenden Ultragruppen nicht, diese Frustrationen zu besänftigen, kommt es zu Neugründungen bzw. Abspaltungen.

Die Ursachen für die zunehmende Fragmentierung ließen sich also wie folgt zusammenfassen: Die kulturelle Ausdifferenzierung der Ultrakultur löst wiederkehrend interne Veränderungsimpulse aus, die immer wieder von nachrückenden Ultragenerationen getragen werden. Aufgrund der im Zuge der Institutionalisierung stockenden Fluktuation in den Führungsebenen, münden diese Versuche jedoch häufig in Frustrationen, die schließlich durch Abspaltung und Neugründung kompensiert werden. Für viele Ultraszenen bedeutet diese Entwicklung wiederkehrende Zerreißproben, mit denen lokal sehr unterschiedlich umgegangen wird⁷, die in Gänze jedoch in Gegenwart und Zukunft kaum zu verhindern sein werden.

7 Bei einigen Szenen wurde auf Neugründungen und Abspaltungen mit Verboten und De-facto-Auflösungen durch die dominierende Ultragruppe reagiert, die teils verbal aber auch mit körperlicher Gewalt durchgesetzt wurden.

Für die Fanprojekte gilt es, sich mit dieser Realität der Fragmentierung auseinanderzusetzen. Als Schwierigkeit dürfte sich herausstellen, mit dem beschränkten Personal den Kontakt zu allen zu halten, insbesondere wenn es zwischen den jeweiligen Gruppen zu Konflikten kommt. Der Vermittlung in solchen Konflikten und das klare Eintreten für einen gewaltfreien Umgang innerhalb der Szene wird vielerorts eine wachsende Bedeutung zukommen. Ein weiteres Risiko, das mit der Fragmentierung der Ultraszenen verbunden ist, betrifft das Entstehen neuer sowie die Verschärfung bestehender Rivalitäten: Vor dem Hintergrund, dass aggressives Verhalten einzelner Szeneangehöriger von der angegriffenen Ultraszene meist undifferenziert auf die gesamte Fanszene bezogen wird, kann das Fehlverhalten von Splittergruppen problematische Dynamiken in Gang setzen. Den Fanprojekten kommt hier eine entscheidende Rolle dabei zu, diesen Mechanismen entgegenzuwirken und der Entstehung neuer Rivalitäten durch eine differenzierte Sicht entgegenzuwirken. Wenn die Situation es ermöglicht, auch indem man Informationen mit den Fanprojektmitarbeitern bei der neu verfeinerten Fanszene austauscht und gemeinsam vermittelt.

Die Fragmentierung der Fanszene ist aber weder etwas Neues noch etwas gänzlich Negatives: Gerade frühere Fankulturen waren dadurch geprägt, dass eine Vielzahl von Fanklubs mit sehr unterschiedlichen Ausrichtungen nebeneinander existierten. Wie bereits angedeutet wird durch Neugründungen und Abspaltungen der Frust über mangelnde Möglichkeiten in den bestehenden Gruppen kompensiert, d. h. dass Gruppenneugründungen das Potenzial für nachwachsende Ultragenerationen bergen, eigene Erfahrungen zu machen. Eine fragmentierte Fanszene bedeutet darüber hinaus auch Diversität und damit eine Vielfalt von Möglichkeiten für junge Ultras, ihre Vorstellungen des Fanseins ausleben zu können. Ziel muss es sein, dass sich die Fan- und Ultraszene produktiv mit dieser Diversität auseinandersetzt und dabei das Potenzial für die Fanszene und die Fankultur als Ganzes erkennt. Die Klammer der Vereinszugehörigkeit und die Zentripetalkraft, die hinter dem Anspruch der Choreografierung steht, könnten dafür die Motivation bieten. Die Fanprojekte sollten dabei als Forum und als Vermittler dienen und zugleich mit Vehemenz auf eine gewaltfreie Auseinandersetzung pochen.

Schlaglicht: Diskriminierung und Antidiskriminierung

Fankultur in Deutschland stellt sich nicht nur als positive Emotionalität und in Form von Unterstützung des eigenen Teams dar, sondern äußert sich traditionell auch in Form negativer Emotionalität, insbesondere als Ablehnung und Demütigung des Gegners. Hinter diesem Freund-Feind-Denken, das sich sowohl im Support am Spieltag, wie auch in der sorgsamsten Pflege von Rivalitäten – auch im Alltag – spiegelt, steht die Abgrenzung vom anderen, die letztlich auch der Konsolidierung einer eigenen Identität dient. Rivalitäten gelten dabei als fester Bestandteil nicht nur der Fankultur sondern auch des Fußballsports. Das Freund-Feind-Denken wird auch von Spielern, Vereinsfunktionären, den Medien ja sogar von der UEFA (etwa bei der Eröffnungszeremonie zum Champions-League-Finale 2013) aufgegriffen und somit reproduziert. Tatsächlich gilt eine gesunde Rivalität für viele als Salz in der Suppe und trägt nebenbei auch zu einer besseren Vermarktung bei. Dementsprechend gibt es im Kontext von Fußballspielen eine wesentlich höhere Akzeptanz für negative Emotionen.

Verbal äußern sich diese negative Emotionen in Herabwürdigungen und Beschimpfungen des Gegners, seiner Fans oder auch des Schiedsrichters. Dabei wird neben den geläufigen („neutralen“) Beschimpfungen vor allem auf solche Begriffe gesetzt, die dem Gegner seine Männlichkeit, Heterosexualität bzw. seine autochthone⁸ Herkunft absprechen, die man im Gegenzug als (konstruierte) Norm für die eigene Fanszene beansprucht. Letzteres passiert ganz selbstverständlich (und möglicherweise unbewusst) etwa in Form von Fangesängen („XYer Jungs, XYer Jungs, wir sind alle XYer Jungs“) und das obwohl zweifellos keine Fanszene tatsächlich dieser Norm entspricht. Dies führt zu der absurden Situation, dass sich immer wieder in ähnlichem Maße heterogen zusammengesetzte Fanblöcke gegenseitig sexistisch, homophob, rassistisch, antisemitisch, etc. beschimpfen und dabei zugleich – bewusst oder unbewusst – die Nachricht aussenden, dass Frauen,

8 Als autochthon (altgr.) bezeichnet man Menschen, die aus dem Land stammen, in dem sie leben. Hier soll die Bedeutung ganz im Sinne des im Fußball sehr präsenten Lokalpatriotismus etwas enger gefasst werden und die Herkunft aus der Stadt (bzw. maximal der Region) des Bezugsvereins bezeichnen. Der Gegenbegriff zu autochthon ist allochthon. Als allochthon gelten im Fußballkontext dementsprechend in jedem Fall Fans, die nicht aus der Stadt bzw. der Region stammen. Dies kann darüber hinaus eng mit deutscher Nationalität, Abstammung und zugleich der Ablehnung eines jüdischen oder Roma-/Sinti-Hintergrundes verknüpft werden.

Homosexuelle usw. in ihren Reihen nicht erwünscht sind. Immerhin kann konstatiert werden, dass zumindest Rassismus und Antisemitismus nicht mehr ganz so unwidersprochen hingenommen werden wie vor 20 Jahren. Neben den antirassistischen Faninitiativen von unten spielte dabei sowohl die Modernisierung und Zivilisierung des Fußballs als auch der Einfluss der Ultras (z.B. durch die Choreografierung und damit Disziplinierung der Fankurven) eine Rolle. Heute werden antirassistische Faninitiativen maßgeblich von Ultras mitgetragen, was die Zahl von mehr als zwei Dutzend Ultragruppen, die sich als antirassistisch verstehen und explizit jegliche Form von Diskriminierung ächten, belegt.

Dennoch sollte aus dem durchaus positiven Trend nicht geschlossen werden, dass Diskriminierung kein Thema mehr bzw. diese Entwicklung unumkehrbar wäre. Bis heute wird Diskriminierung in der Fußballfankultur (aber natürlich auch anderswo) gerne als Spaß oder als Folklore abgetan. Und nach wie vor findet man auch bei Ultras die Neigung, aus einer allgemeinen Verteidigungshaltung heraus neben vulgärer Sprache und allgemeinen Beschimpfungen auch bestimmte Formen von Diskriminierungen als Teil der vermeintlich „fußballtypischen Umgangsformen“ zu verteidigen. Gelegentlich geschieht dies möglicherweise auch vor dem Hintergrund, dass das antirassistische Engagement öffentlich kaum wahrgenommen wurde/wird und in jedem Fall nicht zu einer Entstigmatisierung von Fußballfans beigetragen konnte: Denn bis heute das Vorurteil weit verbreitet, Fußballfans und gerade Ultras seien latent rechts und rassistisch eingestellt. Im Gegenteil könnte die verstärkte Stigmatisierung der Ultraszene im Zuge der jüngsten Sicherheitsdebatte das Gegenteil bewirken und sich die allgemeine Verteidigungshaltung bei Ultras und Fans verfestigen.

Eine Verschärfung dieser Problematik steht spätestens dann bevor, wenn die Fußballinstitutionen beginnen – und Bestrebungen, etwa der UEFA, gehen in diese Richtung – *offensive behaviour* grundsätzlich zum Tabu zu erklären. Auch wenn dahinter ein hehrer und prinzipiell richtiger Anspruch stehen mag, dem – nicht nur in der Ultraszene – omnipräsenten Freund-Feind-Schema den Gedanken des Fair Play und des Respektes entgegenzuhalten und so die Ritualität von Rivalität zu betonen, wird sich Fankultur nicht nach Sonntagsreden und auch nicht nach dem erhobenen Zeigefinger richten. Vielmehr könnte solch ein Vorstoß den bisherigen Versuch torpedieren, für die Grenzen zwischen vulgärer Sprache, Beschimpfung und Diskriminierung zu sensibilisieren, und damit das bestehende Engagement von Faninitiativen gegen Diskriminierung erheblich erschweren: Der Verteidigungsreflex bei Fußballfans bezüglich vermeintlich fußballtypischer Umgangsformen könnte dann noch öfter Formen der Diskriminierung mit einschließen.

Für die Fanprojekte bedeutet dies, dass sie gerade dann diese Grenzen zwischen vulgärer Sprache, den geläufigen (und neutralen) Beschimpfungen und Diskriminierung bewusst machen sollten. Dabei kann durchaus auf die absurde Situation aufmerksam gemacht werden, dass Fanblöcke versuchen, sich gegenseitig als Schwule und Frauen herabzuwürdigen, dabei in Wirklichkeit aber vor allem die Frauen und Homosexuellen aus den eigenen Reihen diskriminiert werden. In diesem Zusammenhang kann auch auf den Widerspruch zwischen diesen Handlungen und dem Ideal der Solidarität und des Zusammenhaltes in der eigenen Fanszene hingewiesen werden. Daneben sollte es der Anspruch sein, bei passenden Gelegenheiten die Irrationalität des Freund-Feind-Schemas sowie der konstruierten Homogenität der eigenen Szene zu verdeutlichen und in diesem Zusammenhang zu vermitteln, dass sich Rivalität auch rituell ausagieren lässt.

Schlaglicht: Medien, Moralpanik und Märtyrerrolle

Das Bestreben u.a. der UEFA, *offensive behaviour* in der Fußballfankultur zu tabuisieren, markiert vermutlich einen Pol in der Debatte, wie sehr der Fußball noch „zivilisiert“ werden müsse. Auch zahlreiche (Innen-)Politiker und z.T. die Polizei pochen auf eine stärkere Entemotionalisierung (bzw. genauer gesagt: Tabuisierung negativer Emotionalität) wobei der Eindruck entsteht, es würde ein Leitbild vom Fußball als reinem Sport-Spiel-Ereignis verfolgt, bei dem der sozial und emotional aufgeladene Wettkampfcharakter des Profifußballs teilweise unberücksichtigt bleibt. Die Position der Verbände und Vereine ist diesbezüglich differenzierter, da sie durchaus den Wert der emotionalen Aufladung für das von ihnen vermarktete Produkt erkennen.⁹ Die Mehrheit der Stadionbesucherinnen und -besucher empfindet den derzeitigen Zustand offenbar als gerade angemessen; zumindest könnte man diesen Rückschluss aus den seit Jahren steigenden Zuschauerzahlen einerseits und der doch recht hohen Solidarisierung mit den

⁹ Hier sind insbesondere bei den Vereinen deutliche Unterschiede auszumachen. Dies dürfte in erster Linie darauf zurückzuführen sein, dass die Vereine unterschiedliche Markenkern aufweisen. Während sportlich erfolgreiche Vereine – wie Bayern München – Emotionen durch Meisterschaften und Pokalerfolge generieren können, müssen andere Vereine stärker auf Emotionalisierung durch Fanbindung und das Stadionereignis setzen.

„12:12“-Protesten andererseits ziehen. Für die aktiven Fußballfans und insbesondere für die Ultras hingegen stellt schon der Status quo eine viel zu weitgehende Strukturierung von Emotionen dar.

Dafür steht sinnbildhaft die Debatte der letzten zwei Jahre. Eingeläutet wurde sie mit dem Pokalspiel Borussia Dortmund gegen Dynamo Dresden, zunächst befeuert durch die Pyrotechnikkampagne und den Abbruch der Gespräche seitens der Verbände, schwelte sie bis zur „Schwarzen Wand“ von Köln und explodierte schließlich in Folge des Relegationsspiels Fortuna Düsseldorf gegen Hertha BSC. Der mediale Hype und die Stilisierung von abweichendem Verhalten von Fußballfans zu einem der vermeintlich drängendsten gesellschaftlichen Probleme waren wiederkehrende Merkmale und blieben nicht ohne Folgen: sogenannte Fange-walt, Polizeieinsätze und die Sicherheit der Stadien wurde zu einem politischen Thema (etwa in der Innenministerkonferenz), das schließlich von den Profivereinen in Form des Konzeptes „Sicheres Stadionerlebnis“ aufgegriffen wurde.

All dies hat zu einer neuerlichen Stigmatisierung von Fußballfans und insbesondere Ultras geführt, die Spuren hinterlassen hat: Unter dem steigenden Druck von außen, verstärkt durch den Eindruck, es gäbe einen undurchdringlichen Schulterschluss einer Koalition der Institutionen und Autoritäten (unter Beteiligung der Vereine, der Verbände, der Politik, der Polizei und der Medien), wurde nach innen enger zusammengerückt. Nebenwirkung davon war nach meiner Beobachtung, dass die Ansätze von Selbstreflexion und kritischem Umgang mit der Gewaltneigung der eigenen Szene, die etwa auf der Fandemo von 2010 noch eine Rolle gespielt hatten, zunehmend in den Hintergrund gerieten. Dies wohl auch mit dem Blick darauf, dass eine noch so ernsthafte szeneeinterne Debatte über Gewalt einer Skandalisierung wie im Falle des Platzsturmes von Düsseldorf nichts entgegen setzen könnte. Umso dringlicher ist es (auch in der Arbeit der Fanprojekte), die Ultragruppen darauf hinzuweisen, dass diese interne Diskussion über Gewalt nach wie vor notwendig ist. Auch wenn – oder gerade weil – das Ergebnis der Debatte (also die Annahme der sechs DFL-Anträge zum „Stadionerlebnis“) zur Folge hatte, dass unter Ultras ein Szenario vom vermeintlich bevorstehenden Ende der Fankultur die Runde macht, das mit der Einnahme einer Märtyrerrolle bzw. der Vorstellung, „besser mit wehenden Fahnen unterzugehen, als in Knechtschaft weiter zu existieren“, einhergeht.

Für die Arbeit der Fanprojekte bedeutet dies, einerseits natürlich Verständnis für den Ärger und die Enttäuschung aufzubringen, andererseits aber auch dabei zu helfen, einen realistischen und differenzierten Blick zu bewahren: festgefahrene Interpretationsmuster und Feindbilder nicht zu bestärken, sondern zu hinterfragen und daran zu erinnern, dass es eine Alternative zur Märtyrerrolle

geben kann. Der einzige Ausweg aus der Stigmatisierung ist Emanzipation und Selbstbehauptung!¹⁰ Dies kann gelingen, indem man mit einer gewissen Offenheit die Solidarität anderer Fangruppen und gesellschaftlicher Gruppen sucht, Koalitionen bildet und Kampagnen organisiert – die jüngsten Faninitiativen („12:12“, „Kein Zwanni“ usw.) sind dafür im Prinzip schon glänzende Beispiele, auch wenn dies von den Beteiligten kaum so wahrgenommen wird. Daraus folgt eine weitere Aufgabe für die Fanprojektarbeit: Bereits im Vorfeld Enttäuschungen vorzubeugen, indem ein Bewusstsein dafür geschaffen wird, dass in einer Demokratie nie die Maximalforderungen erreicht werden können. Daneben sollten es sich die Fanprojekte zur Aufgabe machen, die Entmystifizierung bestimmter Symbole zur Debatte zu stellen: Das kann für die Inszenierung von Gewaltbereitschaft in der Ultraszene genauso gelten wie für den Umgang mit Pyrotechnik. Denn auch wenn die Art und Weise des Endes der Gespräche über die Möglichkeiten legalen Zündens für die Ultras enttäuschend war, bedeuten weder das Scheitern dieser Verhandlungen noch die Anträge der DFL das Ende der Fußballfan- bzw. der Ultrakultur. Vielerorts werden von Fans und Ultras bereits wichtige Themen diskutiert, die sich für eine gemeinsame Kampagne lohnen könnten (und bei denen aktuell größere Erfolgchancen bestehen): in erster Linie natürlich der Erhalt der Stehplätze und damit der Fankurve als sozialem Begegnungsort, aber ebenso sozial verträgliche Ticketpreise und die Vertriebswege von Karten (Stichwort Viagogo), die mangelnde Qualifikation von Ordnern und gewalttätige Übergriffe durch dieselben, die Vergabepaxis bei Stadionverboten, der Einsatz von Pfefferspray in Fanblöcken durch die Polizei, die Datei Gewalttäter Sport u. v. m.

Schließlich wäre es wünschenswert, wenn die Fanprojekte – personell aber auch in Bezug auf etwaige Vorgaben durch Träger bzw. Vorgesetzte – in die Lage versetzt würden, bis zu einem gewissen Grad Öffentlichkeitsarbeit betreiben zu können. Eine Öffentlichkeitsarbeit, die einer weiteren Stigmatisierung entgegenwirkt, wäre eine bedeutsame Hilfe, wenn es – und das ist absehbar – bald wieder zu einer Moralpanik bezüglich Fangewalt kommt.

¹⁰ Die Ausgangssituation als stigmatisierter Fußballfan/Ultra bietet sich im Übrigen an, um bei den Betroffenen für die Situation anderer stigmatisierter Gruppen sensibilisieren. Erst recht indem verdeutlicht wird, dass sich die in der Mehrheit weißen, männlichen Fußballfans – anders als andere Gruppen, die aufgrund äußerlicher Merkmale stigmatisiert werden – der Stigmatisierung im Alltag entziehen können, wenn sie sich nicht als Fußballfans zu erkennen geben.

Literatur

Riedl, Lars (2008)

„Und dann jubelte das ganze Stadion!“ Zur Entstehung und Steuerung kollektiver Emotionen im Spitzensport

IN: **SPORT UND GESELLSCHAFT**, 5. Jg., H. 3, 221–250

Hatfield, Elaine; Cacioppo, John T. & Rapson, Richard L. (1994)

Emotional Contagion. Cambridge

CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS

Der Autor

Jonas Gabler (geb. 1981) ist seit August 2012 Mitarbeiter der KoFaS. Zuvor schloss er 2008 sein Studium der Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin und der Università degli Studi di Milano mit dem Diplom ab und arbeitete anschließend als freier Autor zum Thema Fußballfankultur

Buchveröffentlichungen

Gabler, Jonas (2013)

Die Ultras – Fußballfans und Fußballkulturen in Deutschland

KÖLN: PAPYROSSA, 5. ERW. AUFLAGE

Gabler, Jonas (2009)

Ultrakulturen und Rechtsextremismus – Fußballfans in Deutschland und Italien

KÖLN: PAPYROSSA



New Girls in the Block.

Frauen im Fansektor¹

Heidi Thaler

Ultras: verwegene Jungs in Kapuzensweatern. Immer in Begleitung der neuesten Sonnenbrille und der aktuellen Turnschuhkollektion. Angehimmelt, verhasst aber in jedem Fall eine Aufregung wert! Als Begleitung gelten meist auch die jungen Frauen im Umfeld der Ultras. Umfeld der Ultras? Frauen sind also keine Ultras per se, sondern eben nur im Umfeld zu finden?

Frau und Ultra. Während es als normal erscheint, dass mit Ultras Männer gemeint sind, werden Frauen immer noch extra angeführt. Als eine Art Sonderfall, Ausnahmeerscheinung. Ist eine Frau Teil der Ultrabewegung, muss sie sich erst einmal erklären, oft rechtfertigen und für allerlei (Männer-)Fantasien herhalten: die hübsche Begleiterin des wilden Ultra-Freundes, die a) Männerfreiheiten einengt oder b) beschützt werden will/muss, der kreischende Groupie eines Spielers, das („lesbische“²) Mannsweib, der a-sexuelle Kumpeltyp ...

Was für Männer in der Ultraszene normal scheint, ja ihnen oft vorweggreifend unterstellt wird (Fanatismus, ungeschliffene Wildheit, Rebellion, Gewaltbereitschaft, Kreativität, unbändige Leidenschaft und Hingabe für den Verein und die Gruppe), scheint als Zuschreibung an eine Frau erst mal undenkbar. Das liegt

¹ Dieser Textbeitrag versteht sich nicht als wissenschaftlicher Text, sondern basiert auf ersten Erkenntnissen der Recherche zu meiner Doktorarbeit über weibliche Ultras. Grundlage sind, neben der zitierten Fachliteratur, vor allem qualitative Interviews, die ich mit weiblichen und männlichen Ultras aus Österreich und Deutschland geführt habe, sowie meine eigenen Erfahrungen (teilnehmende Beobachtung), die ich in 15 Jahren im Fanblock sammeln konnte. Meine Doktorarbeit, die ich am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien bei Dr. Roman Horak schreibe, beinhaltet auch einen internationalen Vergleich, in dem auf die Situation weiblicher Ultras in Polen und Italien eingegangen wird.

² Lesbisch wird in diesem Kontext als Schimpfwort verwandt. Ein diskriminierender und diskreditierender Gebrauch, der durch die Setzung von Anführungszeichen aufgezeigt werden soll.

einerseits an den erfolgreichen Versuchen, den Fußball als immer schon und immer noch männliche Sportart zu verkaufen.³ Andererseits kratzen laute, selbstbewusste, auf Zäunen sitzende Frauen noch mehr am bestehenden Weiblichkeitsbild, als dies fußballbegeisterte Frauen ohnehin schon tun⁴. Frauen haben in weiten Teilen unserer Vorstellungswelt weiterhin lieblich, friedvoll, sanft, rosa und stöckelbeschuht zu sein. Und wenn emanzipierte Frauen jetzt nicht nur die Universitäten, Kommandozentralen und Chefetagen, sondern auch noch die Stadionzäune erklimmen – ja wo kommen wir denn da hin!?

Die Marketingabteilung so manches Vereins, die Fußballexperten der Polizei und die WerbestrategInnen großer Fußballsponsoren würden wohl antworten: in eine sicherere, friedvollere und besser vermarktbarere Fußballwelt mit Sahnehäubchen, Einweg-Prosecco-Gläschen und rosa Glitzerfanschal oben drauf!

Denn nach ihrer Einschätzung machen weibliche Fans das Stadion zu einem sichereren Ort.⁵ Eine interessante Überlegung, wenn auch absolut männerfeindlich: Denn Männer wären in dieser Gedankenwelt durch die Bank gewaltbereite, unkontrollierbare Risikofaktoren. Dass Frauen gerne als „Blauhelmtroop des Fußballs“⁶ verkauft werden, macht sie in den Augen mancher männlicher Fans und Ultras unfreiwillig zu Gehilfinnen der Kommerzialisierung des Fußballs und einer weiteren Reglementierung der Fanszene. Dass auch Frauen, allen voran Ultras, den Freiraum Fankurve schätzen und verteidigen, wird gerne übergangen, kommen sie doch meist nur dann zu Wort, wenn es um scheinbar klassisch weibliche Anliegen geht, wie etwa den Kampf gegen Sexismus. Dass sich die Wünsche und Forderungen weiblicher Ultras für eine aktive, selbstbestimmte und selbstregulierte Fanszene nicht von denen der männlichen Ultras unterscheiden, scheint unreflektiert zu bleiben und löst meist Verwunderung aus. So entstand etwa 2011 im Rahmen des EU-geförderten Projekts „OLYMPIA – Starke Frauen durch Sport“ ein Ultra-Fanzine, an dem Ultras aus fünf europäischen Ländern mitarbeiteten und zu klassischen Ultrathemen wie Pyrotechnik, Kommerzialisierung, Repression und länderspezifischen Ausformungen ihrer Szene Artikel verfassten oder Interviews gaben. Das Fanzine war ein großer Erfolg. Es wurde in allen österreichischen Fankurven verteilt, an alle deutschen Fanprojekte verschickt

3 Selmer 2004 zeichnet diese Mechanismen sehr anschaulich nach.

4 Zu Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern im Fußball siehe u.a. auch Kreisky/Spitaler 2006 und Sülzle 2011.

5 Siehe auch Töpferwein 2010.

6 Zitat Nicole Selmer 2007 im Rahmen einer Diskussionsveranstaltung zur Vorbereitung der EURO 2008 in Wien (persönliche Notizen der Verfasserin).

sowie vom internationalen Fannetzwerk Football Supporters Europe (FSE) im ganzen deutschsprachigen Raum gestreut und zig-fach nachbestellt. Was daran besonders ist? Das Fanzine wurde zu 99 Prozent von weiblichen Ultras gemacht. Auf den Stempel „von Frauen gemacht“ wurde aber bewusst verzichtet, ebenso darauf, Themen zu bearbeiten, die klassisch Frauen zugeschrieben werden. Zum einen, um den beteiligten Frauen einen wirklichen Freiraum für den Ausdruck ihrer Meinungen und Forderungen zu geben, zum anderen, um klar zu machen, dass Frauen und Männer in der Ultraszene sich deckende Interessen verfolgen und Frauen kompetente Sprachrohre der Ultrabewegung sind.

Einstiegsszenarien

Doch zurück zum Start. Wie finden Frauen eigentlich den Einstieg in die Ultraszene? Dies hängt unter anderem stark vom Zeitpunkt ab, in dem der Einstieg erfolgt, ebenso wie von den vorhandenen Gegebenheiten. Auch hier gibt es keine Standardszenarien. Betrachten wir etwa die erste und zweite Ultrageneration, also Frauen, die heute in die Altersgruppe von Ende 20 bis vierzig Jahren fallen, so fällt auf, dass viele von ihnen, ähnlich den Männern, eine lange Fußballgeschichte aufweisen können, also bereits im Kindes- und Teenageralter mit Familie und/oder Freunden zum ersten Mal ein Stadion besuchen und erst im Laufe ihrer Fankarriere in den Fanblock wechseln. Viele kommen auch über den damaligen bzw. aktuellen Partner in Berührung mit Fußball- und Fankultur. Die Etablierung als eigenständige Persönlichkeit im Fansektor verläuft in diesen Biografien oft langwieriger als bei Männern, was wiederum stark von den Voraussetzungen in der jeweiligen Fanszene abhängt. Zum Beispiel ob zum Zeitpunkt des Einstieges bereits eine etablierte Ultragruppe existiert, oder ob Ultrastrukturen erst im Entstehen sind. Es zeigt sich: Je weniger die Hierarchien innerhalb der Gruppe bereits ausgeprägt sind, umso leichter ist oft der Einstieg für Frauen, das heißt, je früher in der Entstehungsgeschichte einer Ultragruppe Frauen aktiv beteiligt sind, desto mehr Spielraum besteht, die Teilhabe von Frauen in der Gruppe auszuhandeln bzw. als Selbstverständlichkeit zu etablieren. Auffällig ist, dass es meist wenig Bewusstsein über eine weibliche Historie innerhalb der eigenen Ultragruppe gibt. Einerseits weil meist Männer die Erzähl- und Definitionsmacht innehaben und wenig Augenmerk auf weibliche Vorreiterinnen legen. Das haben die männlichen Fans im Übrigen mit vielen Fanforschern, Fußballchronisten und Wissenschaftlern gemein. Es kann aber auch

daran liegen, dass viele Ultrafrauen der ersten Stunde Stadionpausen in ihrer Biografie aufweisen, etwa durch die Geburt von Kindern⁷, und so nicht durchgängig an der Entwicklung der Kurve mitwirken bzw. nicht dauerhaft als Role Models für jüngere Frauen und Männer vorhanden sind, ihre Perspektive und Erzählung also oft verloren geht.

Auffallend ist auch, dass sich die Einstiegsszenarien in die heutige Ultrageneration sowohl für Jungs als auch für Mädchen verändert bzw. erweitert haben. Der klassische, frühere Einstieg, der von der Familientribüne (oft, aber nicht nur in Begleitung der Väter) hin zur Fantribüne führt, hat sich durch das Erstarren der weithin sicht- und hörbaren jugendkulturell geprägten Ultrabewegung um eine Variante erweitert. Denn oft ist es das bunte, wilde, kreative Treiben im Fansektor, das Jugendliche anspricht, überhaupt ins Stadion zu gehen. Also nicht mehr nur der Lieblingsverein oder -spieler, sondern der beeindruckende Auftritt der Ultras eines Vereins gibt den Ausschlag dafür, sich die ganze Sache mal aus der Nähe ansehen zu wollen. Der Einstieg über den Freund/die Freundin, die bereits in der Szene aktiv ist, bzw. der im Freundeskreis aus Neugierde gefasste Beschluss, am Wochenende doch mal im Fansektor Spaß und Action zu erleben, sind immer wahrscheinlichere Einstiegsmotive für junge Ultras der heutigen Generation. Auch hier gilt: Je kürzer die Ultraszene beim Verein existiert, desto einfacher ist es, für Jungs und Mädchen, sich einzubringen und ihre Szene nach ihren Ideen zu gestalten.

Mechanismen und Regeln einer Gruppe, die seit vielen Jahren bestehen und ständig neu verfestigt werden, sind dagegen eindeutig schwieriger aufzubrechen – dies gilt besonders für Frauen. Denn Frauen sind oft einer ganzen Reihe von Einschränkungen und Ausschlussmechanismen ausgesetzt.

Die Sache mit der Gewalt

Da ist zum Beispiel die Sache mit der Gewalt. Ultras erleben ihr Stadion, vor allem ihren Sektor, aber auch ihre Stadt, ihren Stadtteil als eine Art eigenes Territorium, das es zu verteidigen gilt. Selbiges gilt natürlich auch für diverse Fahnen, Banner und Schals der Gruppe. Den Sektor der Ultragruppe von außen anzugreifen (etwa durch verfeindete Fangruppen), bzw. sich darin „als Hausherr aufzuspielen“ (wie es oft der Polizei und Ordnerdiensten vorgeworfen wird) stößt in dieser Logik

⁷ Kinderbetreuung wird nach wie vor größtenteils von Frauen geleistet.

auf Gegenwehr. Auch die übliche Praxis des Fahnen-/Bannerklauens ist weit verbreitet. Der Verlust einer Fahne oder eines Banners an eine feindliche Ultragruppe gilt als große Demütigung und kann sogar zur Auflösung der Gruppe führen. Ebenso ist es eine Frage des Prestiges, bei Angriffen auf Busse oder auf offener Straße „seinen Mann zu stehen“. Und genau dieses Argument wird vom Großteil der befragten männlichen Ultras als eines der Hauptargumente herangezogen, um Frauen die volle Teilhabe und Anerkennung in der Gruppe zu versagen: Sie wären zu wenig wehrhaft und würden im Falle eines Angriffes einer feindlichen Ultragruppe die eigene Gruppe doppelt in Gefahr bringen. Erstens weil Frauen im körperlichen Kräftemessen laut dieser Argumentationslinie immer unterlegen wären und weil zweitens die männlichen Gruppenmitglieder nicht nur ihre eigene Unversehrtheit und Fahnen bzw. Busse zu verteidigen hätten, sondern obendrein auch – dem Ultracredo folgend, die eigenen Leute nie im Stich zu lassen – die „schwachen“ Frauen verteidigen müssten. Unter anderem auch ein Grund, warum bei vielen Gruppen der eigene Auswärtsbus „frauenfrei“ sein sollte, bzw. warum auf Gruppenfotos oder in den ersten drei bis vier Reihen im Fanblock Frauen gerne nach hinten gestellt oder ganz ausgeschlossen werden. Viele dieser Fotos (Gruppenfotos als auch Fotos der Fankurve) dienen nämlich auch dazu, die „Schlagkraft“, Einigkeit und Gefährlichkeit der Gruppe zu demonstrieren. Attribute, die Frauen offensichtlich nicht zugeschrieben werden.

Ob wirklich alle männlichen Mitglieder einer Ultragruppe wehrhafter sind als so manche Frau, sei dahingestellt. Belegbar ist auch, dass diese Regeln zwar dazu dienen, Frauen auszuschließen, sie gleichzeitig aber bei Weitem nicht auf alle Männer angewandt werden. So gibt es in den meisten Ultragruppen auch Männer und Jungs, die sich nicht an körperlichen Auseinandersetzungen beteiligen, aber trotzdem voll anerkanntes Mitglied der Gruppe sind, weil sie z. B. für die Choreografien oder den Onlineauftritt der Gruppe verantwortlich zeichnen. Hier sind also durchaus Bruchlinien erkennbar, die sich unterschiedlich auswirken können. In besonderer Erinnerung ist mir in diesem Zusammenhang etwa das Gespräch⁸ zwischen zwei männlichen Ultras aus Frankreich, die einer dezidiert antirassistischen, antidiskriminatorischen Ultraszene angehören:

Ultra 1: Wenn ich ganz ehrlich bin, bin ich auch gegen Frauen in der Gruppe.

Ultra 2: Hä?! Warum denn das?

Ultra 1: Da muss ich mir auf der Straße immer Sorgen machen, falls wir angegriffen werden und ich denen dann auch (Betonung auf auch, Anm.) noch

⁸ Gedächtnisprotokoll der Verfasserin August 2009.

helfen muss.

Ultra 2: *Und was ist mit Doudou? (Doudou ist eine junge Frau und Teil der Ultragruppe. Sie gilt als sehr wehrhaft, Anm.)*

Ultra 1 (erleichtert, Anm.): *Wenn Doudou da ist, bin ich beruhigt! Mit der an deiner Seite kann dir nix passieren.*

Im Subtext dieser Gewaltdiskurse zeigen sich eine Vielzahl männlich kodierter Verhaltensmuster und gesellschaftlicher Rollenzuschreibungen und -zwänge. Etwa der *Beschützerinstinkt*, das Bild des Siegers, der auch mit Ellbogentaktik zum Ziel kommen darf, die Vorstellung, dass Gewalt zwischen Männern erlaubt, ja manchmal nötig ist, öffentlich ausgeübte Gewalt von Männern gegenüber der „schwachen Frau“ aber verpönt. Noch schlimmer scheint allerdings die Vorstellung einer Gewalt (gegen Männer) ausübenden Frau zu sein.

Frauen stellen in Ultragruppen also scheinbar eine Gefahrenquelle dar. Einmal scheinen sie körperlich zu schwach zu sein, um Fahnen, Fansektoren und Busse zu verteidigen, und andererseits wird ihnen eine große Sprengkraft innerhalb der Gruppe zugeschrieben. Und zwar dann, wenn es um den zwischenmenschlichen Bereich geht.

Verstrickt

Eine starke Ultragruppe lebt von Zusammenhalt und Einigkeit. Keine Zettelchoreografie, kein ohrenbetäubender, gänsehautgenerierender Fangesang ohne Einheit. Vor diesem Hintergrund sind interne Streitigkeiten oder rivalisierende Charakterköpfe das Grauen jeder ambitionierten Ultragruppe. Schlecht ist es auch, wenn man sich in Liebesdingen in die Quere kommt, was bei der Geschlechterverteilung im Fansektor (Männer: viele; Frauen: nicht ganz so viele) leicht passieren kann, zumal Ultras auch ihre Freizeit gerne unter ihresgleichen verbringen. Wenn sich also zwei Burschen in das gleiche Mädchen verlieben, oder es gar zu einem Partnerwechsel innerhalb der Gruppe kommt, ist Streit vorprogrammiert. Die pragmatische, wenn auch gänzlich unfaire Lösung vieler Ultragruppen: Bei uns kommen gleich gar keine Frauen rein. Heißt erstens: Die Frauen sind allein schuld an etwaigen Liebesverstrickungen und ihren Folgen für die Gruppe. Heißt zweitens: Mit den vielzitierten Idealen der Männerfreundschaft und Solidarität unter Brüdern ist es weniger weit her als oft propagiert. Heißt drittens: Fadenscheinige, selbstgerechte Gründe sind schnell gefunden und passen perfekt ins

Frauenbild vieler Ultragruppen, in deren Gesängen und auf deren Bannern öfter mal die Wörter „Hure“ oder „schwul“⁹ zu finden sind.

Es gibt aber auch andere Motive, Frauen komplett aus Gruppen auszuschließen, sie von Auswärtsfahrten fernzuhalten oder durch ständige Herabwürdigung dermaßen zu demotivieren, dass sie von selbst das Handtuch werfen. Einerseits bewahrheitet sich so die Mär, dass Frauen keine wahren Fans sein könnten. Frauen werden von wichtigen, sinngebenden Tätigkeiten der Ultraszene ausgeschlossen (Transport der Fahnen/Banner, Verteidigung/Angriffe gegen andere Ultragruppen/Polizei, Vorsängerposition usw.) und weil sie diese Tätigkeiten nicht ausführen (dürfen), können sie keine vollwertigen Gruppenmitglieder sein. Oder aber die Frauen nehmen sich ob der ständigen Angriffe und Rechtfertigungssituationen selbst zurück, was wiederum als Beweis dafür gewertet wird, dass sie keine dauerhaft anwesenden, verlässlichen Gruppenmitglieder sind. Diese Ausschlussmechanismen enden also stets in einer *Art self-fulfilling prophecy*.

Andererseits ist die Ultrabewegung auch stark von männlich kodierten, jugendkulturellen Freiheitsidealen geprägt. Die im Auswärtsbus mitreisende Freundin (Ultra oder nicht), schränkt den männlichen Ultra (wenn oft auch nur in der Fantasie) in der Ausübung seines wilden Ultralebens ein. Auch hier findet sich die Vorstellung von der Frau als „Blauhelmtruppe“, die beschwichtigt, zurückhält, vorsichtig und vernünftig ist. Denn das wilde Ultraleben beinhaltet nicht selten Party, Drogen, Gewalt, Alkohol, Sex, Grenzgänge und -überschreitungen. Ein wahres Rockstarleben, das wenig mit unseren Geschlechterzuschreibungen an Frauen übereinstimmt.

Allerdings soll hier ein weiterer Aspekt nicht unerwähnt bleiben. Der Capo¹⁰ einer einflussreichen Ultragruppe erzählt im Gespräch¹¹, dass er seiner Freundin nicht erlauben würde, mit auswärts zu fahren. Auf meine Frage nach dem Warum (ich muss zugeben, dass ich ihm innerlich bereits den Stempel des dumpfen Sexisten auf die Stirn getackert hatte, wofür ich mich hier offiziell entschuldige!) erklärt er, dass seine Freundin bereits einmal im Rahmen eines Auswärtsspiels von gegnerischen Fans in der Stadt ausgespät und bedroht wurde, mit dem

9 Auch in diesem Zusammenhang wird „schwul“ als Schimpfwort missbraucht und weist auf die weitverbreitete Homophobie (Schwulen- und Lesbenfeindlichkeit) im Fußball hin. „Schwul“ steht auch für alles Nicht-Männliche, Verweiblichte. Die Zusammenhänge zwischen Homophobie und Sexismus im Fußball zeigen etwas Sülzle 2011, Selmer 2004 oder Spitaler/Kreisky 2006 in ihren Arbeiten auf.

10 Von italienisch *il capo* für Haupt oder Anführer

11 Gedächtnisprotokoll der Verfasserin 2009

Zweck ihn als Capo zu provozieren und somit einen Angriff seiner Gruppe auf die Heimfans herbeizuführen, die sich damit wiederum brüsten wollten. Sein selbstgewähltes Auswärtssingletum erwies sich also doch eher als Fürsorge denn als Machismo. Die Freundin ist jedoch in beiden Fällen fremdbestimmt.

Auch Sophia Gerschel beschreibt in ihrer Diplomarbeit zu weiblichen Ultras in Jena, dass die befragten Frauen im Interview aufgrund eigener Erfahrungen die Vermutung äußerten, „dass die Frauen gezielt von der Polizei attackiert werden, um die männlichen Fans zum Eingreifen zu provozieren“ (Gerschel 2009, 57f.). Einerseits werten die interviewten Ultrafrauen dies als „normalen“ Umgang mit Fans, andererseits als direkte und bewusste Provokation der männlichen Fans. Beide Beispiele zeigen jedoch, dass auch hier Frauen bzw. Geschlechterzuschreibungen (der Mann, der die vermeintlich wehrlose Frau beschützt) für andere Zwecke instrumentalisiert werden.

Freiraum

Trotzdem bietet die Ultrakultur oft mehr Freiraum für Frauen, als andere klassische Fanzusammenschlüsse. Ultras leben von der Größe und damit Sicht- und Hörbarkeit ihrer Gruppe. Daher ist der Zugang zur Ultraszene offener und durchlässiger für eine breite, vielfältigere Personengruppe. Ist die Anwartschaft auf Mitgliedschaft in klassischen Fanklubs oft mit jahrelangen Probezeiten und/oder persönlicher Freundschaft verbunden, nehmen viele Ultragruppen so viele Mitglieder wie möglich auf, um ihre Vormachtstellung auch zahlenmäßig abzusichern bzw. durch ständig wachsende Mitgliederzahlen voranzutreiben. Ein recht einfacher Einstieg also für alle Interessierten. Der Ansatz „Was zählt sind nur die gemeinsamen Farben, der geliebte Verein und die Ultraideale“ ist ein weit verbreiteter. Der weitere Aufstieg in der Ultrahierarchie und die völlig gleichwertige Aufnahme und Akzeptanz einer Person in den Kern und die Entscheidungsgremien der Gruppe, hängt dann meist und vor allem vom Engagement, der Durchsetzungskraft und Fähigkeiten der einzelnen Person selbst ab. Leider oft aber auch vom Geschlecht.¹²

12 Um die Situation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund und schwulen Männern in der Ultraszene darstellen zu können, braucht es eigene Forschungsarbeiten zu diesem Thema, die derzeit kaum vorliegen.

Dieser Freiraum bezieht sich aber nicht nur auf die höhere Durchlässigkeit der Ultraszene für Frauen. Die Ultraszene bietet auch Freiräume, sich aus klassischen Geschlechterrollen zu verabschieden und neue Fertigkeiten zu erlernen und Aktionsfelder zu betreten – für Männer und Frauen. In der Fankurve können beide Geschlechter Emotionen zeigen, die ihren klassischen Rollenzuschreibungen widersprechen. Frauen können hemmungslos fluchen, schimpfen, laut sein und ihren Aggressionen freien Lauf lassen. Männer können sich weinend oder jubelnd in den Armen liegen, ohne schief angeschaut zu werden. Ekstatisches Abfeiern der Idole, sobald sie „die Bühne“/den Rasen betreten, scheint plötzlich weit abgerückt von der „Peinlichkeit“¹³ kreischender Mädchen bei Popkonzerten. Aber auch sehr praktische Fähigkeiten können erlernt und erprobt werden. Nähen wird im Rahmen der Herstellung von Doppelhaltern, Überrollfahnen und Choreografien plötzlich zur gefragten und honorierten Fertigkeit unter Männern, ebenso wie kreatives Basteln, Malen und Zeichnen. Auf der anderen Seite eignen sich Mädchen und Frauen eine Durchsetzungskraft an, die auch außerhalb des Stadions (etwa im Beruf, auf der Straße, im Freundes- und Familienumfeld) sichtbar wird. Auch Gefahrensituationen werden durch den Umgang mit Polizei, Sicherheitskräften und gewaltschwangeren Auseinandersetzungen im Fußballumfeld besser einschätz- und handhabbar.

Schwestern?

Und wie geht es den Frauen mit- und untereinander? Auch hier zeigen sich Ambivalenzen. Einerseits freuen sich bereits etablierte Ultrafrauen über weibliche Verstärkung. Der Austausch untereinander wird als wohltuend empfunden und die Position als Frauen im Fanblock selbstverständlicher, je mehr Frauen sich dort aufhalten. Andererseits herrscht auch große Skepsis, und viele Vorbehalte kommen zum Ausdruck. Die Neuankömmlinge werden, so scheint es, besonders kritisch beäugt und ihre Motivation, sich im Fanblock aufzuhalten, sehr stark hinterfragt. Hier unterscheiden sich die Vorbehalte der Frauen kaum von denen der Männer: Ist sie (die Neue) nur *Freundin von...*, ist sie nur auf Männerfang, will sie nur als coole Ultra im Freundeskreis dastehen und ist nach der dritten Nieder-

13 Mädchen (wie Jungen) haben selbstverständlich ein Recht darauf zu kreischen, wann immer ihnen danach ist. In Feldern, in denen klassische Männlichkeitsideale vorherrschen, wie dies im Fußball der Fall ist, werden solche Verhaltensweisen oft als peinlich abgewertet.

lage in Folge wieder verschwunden? Die Sache mit der *Freundin von...* ist übrigens sehr spannend und zeigt, welche unterschiedlichen Maßstäbe an Männer und Frauen in der Ultraszene angelegt werden. Denn auch viele Männer kommen als *Freund von...* (dem Arbeits- oder Schulkollegen) in die Kurve. Bei ihnen scheint die Akzeptanz als unabhängige Persönlichkeit innerhalb der Gruppe aber viel schneller zu erfolgen, die Begeisterung für die Jugendkultur der Ultras weniger infrage gestellt zu werden.

Die Skepsis vieler weiblicher Ultras gegenüber anderen Frauen hat aber noch einen anderen Hintergrund, nämlich die Angst, dass das Verhalten anderer Frauen im Fansektor auf sie selbst zurückfallen könnte. Ordnet sich eine Frau nämlich nicht den gängigen Ultracodes (etwa in Verhalten oder Kleidung) unter, wird sie schnell als Beweis dafür missbraucht, dass ja alle Frauen so (also eben keine echten Ultras) wären. Eine Unterstellung, die Männer so nicht trifft.

Neben dieser Angst, in einen Topf geworfen zu werden, genießen es viele weibliche Ultras aber auch, zu einer kleinen Gruppe ausgewählter Frauen zu gehören, die die Aufnahme und Akzeptanz im Kreis der Ultras geschafft haben. Andere Frauen schmälern diesen Erfolg etwas – weil sie die Teilhabe von Frauen selbstverständlicher erscheinen lassen. Daraus ergibt sich eine Gratwanderung zwischen dem Stolz, sich als eine von wenigen Frauen in der Szene etabliert zu haben und diese Position auch zu genießen, und dem Wunsch, andere Frauen als Ansprechpartnerinnen und Unterstützerinnen in der eigenen Fankurve zu haben. Hinzu kommt der oft von außen herangetragene Anspruch, Frauen müssen sich doch miteinander solidarisieren und gemeinsam für ihre Rechte als Frauen einstehen. Auch dieser Anspruch wird meist nur an Frauen herangetragen – oder wer würde ernsthaft verlangen, dass sich alle Männer innerhalb einer Ultragruppe blendend verstehen, auf Anhieb sympathisch sind und all ihre Wünsche und Vorstellungen (die nur auf Grundlage eines gemeinsamen biologischen Geschlechts als identisch vorausgesetzt werden) stets gegenseitig unterstützen?

Nichts Besonderes, nur Ultras!

Und was ist es, das Frauen, neben diesen Rollenbrüchen, am Ultraleben fasziniert? Es ist schlichtweg der Spaß und die Freude, an einer so bunten, kreativen, wilden, rebellischen und ausgelassenen Jugendkultur teilzuhaben. Denn neben aller Disziplin (z.B. bei der Vorbereitung und Umsetzung von Choreografien),

Konformität (z.B. im geeinten Auftreten der Kurve) und Hierarchie (strukturiert durch die Vormachtstellung des Capos, die Entscheidungsmacht des Direttivo¹⁴ und die Aufgabenteilung innerhalb der Gruppe), die das Ultraleben beinhaltet, macht es schlichtweg einen Heidenspaß Ultra zu sein!

Gemeinsam die heißgeliebte Mannschaft anfeuern, das starke Gruppengefühl und die Freundschaften, die daraus hervorgehen, die bunte, gewitzte und oft auch provokante Kreativität, die den aufwendigen Choreografien innewohnt, aktiv sein, sich engagieren und sich ausprobieren, anders sein: All das macht die Faszination des Ultralebens aus, und darin sind sich Männer und Frauen einig!

Und neben allen Ausschlussmechanismen (vor denen auch die Frauen untereinander nicht gefeit sind – wie könnte es auch anders sein, wachsen wir doch alle, Männer wie Frauen, mit denselben patriarchal geprägten Denk- und Rollenmustern auf) gibt es immer mehr Frauen, die selbstbewusst und selbstverständlich ihre Position in der Kurve einnehmen, sich engagieren und viele, viele Männer, die das toll finden, unterstützen und die Anwesenheit der Frauen als gleichrangige Gruppenmitglieder wertschätzen.

Gerade die Gespräche mit Frauen der jüngsten Ultrageneration machen deutlich, wie selbstverständlich Frauen in vielen Gruppen inzwischen ihre Positionen einnehmen. Sie gestalten das gruppeneigene Fanzine, organisieren Auswärtsfahrten und Feste, arbeiten an den Choreografien mit, tragen Verantwortung, treffen Entscheidungen.

Aber auch hier gilt: Jede Ultraszene ist einzeln zu betrachten, jede folgt ihren eigenen Regeln, jede befindet sich auf einer unterschiedlichen Stufe, was die Teilhabe von Frauen betrifft. Dieser Text kann lediglich Tendenzen aufzeigen, ohne jeglichen Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Zuhören! Ernst nehmen!

Da es sich hier um einen Beitrag zur KOS-Schriftenreihe handelt, der zukünftige Herausforderungen an eine aktuelle Fanprojektarbeit aufzeigen soll, hier noch einige Hinweise.

Frauen in der Ultraszene sind so heterogen wie ihre männlichen Brüder. Was sie brauchen, wissen und fordern sie selbst. Zuhören und ernst nehmen wäre also

¹⁴ Das Direttivo ist der innerste Entscheidungskreis einer Ultragruppe. Die Aufnahme ins Direttivo erfolgt meist durch jahrelange, besonders aktive Teilhabe in der Gruppe.

ein erster guter Ansatz in der Fanprojektarbeit. Zumal Ultras ja generell nicht auf den Mund gefallen sind und ihre Forderungen sehr klar und laut formulieren.

Trotzdem gibt es gerade auch in der Ultraszene Mechanismen, die es für Frauen schwer machen, ihre Ansprüche zu formulieren. Wer in einer von starkem Gruppendenken geleiteten Jugendbewegung in den inneren Kreis aufgenommen werden und dort auch bleiben will, stellt sich mit Kritik schnell ins Abseits. Vor allem wenn es um so ungeliebte Themen wie Sexismus geht. Und wer es satt hat, sich aufgrund des Geschlechts von vornherein ständig erklären zu müssen und als Exotin zu gelten, hat wahrscheinlich wenig Lust, noch gesondert auf die eigene Situation als Frau hinzuweisen. Einmal abschalten, einmal nur Fußball und die eigene Kurve im Kopf haben, einfach nur Ultra unter Ultras sein – das wär was!

Wer also Sexismus bekämpfen will, kann bei sich selbst und der eigenen Rolle anfangen. Fanprojektler (und -innen) sind angehalten, die eigenen Denkmuster und Verhaltensweisen zu reflektieren. Lache ich bei frauenfeindlichen Witzen mit, oder nehme ich sie zumindest still zur Kenntnis bzw. kommt mir ein beschwichtigendes: „Das war ja nicht so gemeint. Sei nicht so empfindlich“ über die Lippen?

Ein weiteres Eigentor: *Sonderprojekte* für Mädchen werden angeboten, mit den Jungs/Männern wird aber nie über Sexismus gesprochen. Zielführende Jugendarbeit sieht anderes aus. Das gilt im Übrigen auch dann, wenn Antisexismusarbeit wie selbstverständlich immer den weiblichen Projektmitarbeiterinnen zugeschoben wird. Klar sind diese als potenziell selbst Betroffene gute Auskunftspersonen und können wichtige Hinweise geben. Es käme aber auch niemand auf die Idee, dass Antirassismusarbeit nur von Schwarzen betrieben werden kann und alle Nicht-Schwarzen damit nichts zu tun hätten. Diskriminierung geht uns alle an und Männer wie Frauen stehen in der Verantwortung.

Trotzdem gibt es natürlich Umfeldler und Voraussetzungen, unter denen es Sinn macht, erst einmal geschützte Räume anzubieten, in denen sich Frauen untereinander austauschen können. Dieses Bedürfnis aber von vornherein und ungefragt vorauszusetzen, drängt viele Frauen wieder in eine Sonderrolle, die kontraproduktiv sein kann. Eine Möglichkeit: Mit Jungs und Frauen gemeinsam das Thema zum Thema machen. Das muss nicht immer auf die uncoole Art mit der Moralkeule passieren, bei der sich die Männer schnell als die Bösen und die Frauen unangenehm berührt oder noch schlimmer als arme Opfer in Bittstellung fühlen.

Ein realistischer Blick auf die Situation in der eigenen Fanszene und der Mut, auch Widersprüche und Brüche gelten zu lassen, tun gut und zeigen realistische

Handlungsspielräume für Fanprojektarbeit auf. So falsch es wäre, eine heile Welt der geschlechtslosen Geschwisterlichkeit unter Ultras zu zeichnen, so falsch ist es, die Ultrawelt nur als testosteronschwangere Machowelt zu zeigen. Nicht alle Bruchlinien ziehen sich entlang des Geschlechts, und nicht hinter jedem Ausschluss und Abgrenzungsversuch steht bösartiger Sexismus, sondern oft nur Unsicherheit. Sexismus muss trotzdem klar aufgezeigt und benannt werden. Nicht jede Frau, die sich in Männerdomänen bewegt und durchsetzt, muss sich automatisch mit anderen Frauen solidarisieren. Können wir diese Brüche anerkennen, ohne zu bewerten, entsteht ein kreativer, vielfältiger Freiraum, nicht nur in der Kurve, sondern auch im Kopf.

Literatur

Gerschel, Sophia (2009)

Frauen im Abseits? Eine Untersuchung zu weiblichen Ultras in der Fußballfanszene

LEIPZIG: DIPLOMARBEIT

Kreisky, Eva & Spitaler, Georg (Hrsg.) (2006)

Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht

FRANKFURT/NEW YORK: CAMPUS

Selmer, Nicole (2004)

Watching the Boys Play: Frauen als Fußballfans

KASSEL: AGON

Sülzle, Almut (2011)

Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock

FRANKFURT/NEW YORK: CAMPUS

Töpperwein, Jennifer (2010)

Weibliche Fans im Fußball: Emanzipationsgeschichte, Erfahrungen, Perspektiven

IN: LEDERER, BERND (HRSG.): TEIL-NEHMEN UND TEIL-HABEN. FUSSBALL AUS SICHT

KRITISCHER FANS UND GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTLER

GÖTTINGEN: DIE WERKSTATT, 25–53

Die Autorin

Heidi Thaler ist Politologin und hat in Wien, Berlin und Tromsø studiert. Danach war sie acht Jahre als Projektmanagerin bei *FairPlay_vidc* tätig, dem damaligen Koordinationsbüro des internationalen Netzwerkes *Football Against Racism in Europe*. Ihr Hauptaufgabenbereich war neben der Antidiskriminierungsarbeit der Aufbau sozialpräventiver Fanarbeitsstrukturen im österreichischen Fußball. Bei der EM 2008 war sie für die Koordination der Fanbetreuungsmaßnahmen in Österreich verantwortlich. Es folgten EU geförderte Projekte wie „Olympia – Starke Frauen durch Sport“ und „Football for Equality – challenging racism and homophobia across Europe“. Seit 2011 arbeitet Heidi Thaler an ihrer Doktorarbeit zu weiblichen Ultras. Von ihren Forschungsaufenthalten in Palermo und Lissabon zog es sie nach Frankfurt, wo sie seit Dezember 2013 für die *Koordinationsstelle Fanprojekte bei der dsj* arbeitet. Heidi Thaler ist zudem Gründungsmitglied des Netzwerkes *F_in Frauen im Fußball* und Mitglied der *Deutschen Akademie für Fußballkultur*.

Lernzentren



Bochum „Soccer meets Learning“, Foto: Theodor Barth / Robert Bosch Stiftung



Schalke macht Schule, Foto: T. Barth / Robert Bosch Stiftung



Lernzentrum OstKurvenSaal Bremen, JuMixx-Stadionschule



Lernzentrum Dortmund, Foto: T. Barth / Robert Bosch Stiftung



Lernzentrum OstKurvenSaal Bremen, JuMixx-Filmprojekt



Eröffnung in Nürnberg, Foto: Fanprojekt Nürnberg



Lernzentrum „Denk-Anstoß“ Dresden



Lernzentrum „Denk-Anstoß“ Dresden



Schalke macht Schule, Foto: Theodor Barth / Robert Bosch Stiftung



Kopfball, Denkanstoß und Bildungsarena

Wenn das Stadion zum Lernort für politische Bildung wird

Eva Feldmann-Wojtachnia

Durch die imponierende Größe und ihre machtvolle Erhabenheit faszinieren Stadien die Menschen seit der Antike. Auch heute sind es ursprüngliche und fesselnde Orte mit einer hohen Anziehungskraft, die über Sportwettkämpfe hinaus einen Anlass bieten, sich mit ihrer Beschaffenheit, der Geschichte und weiteren immanenten Themen zu beschäftigen. Dieser Motivation bedient sich das Projekt *Politische Bildung am Lernort Stadion*, das besonders bildungsferne und sozialschwache Jugendliche durch einen unkonventionellen Zugang für politische Bildung interessieren möchte. Seit 2009 fördert die Robert Bosch Stiftung in Zusammenarbeit mit der Bundesliga-Stiftung an nunmehr 12 Fußballstandorten hierzu sogenannte Lernzentren: in Berlin, Bielefeld, Bochum, Braunschweig, Bremen, Dortmund, Dresden, Gelsenkirchen, Frankfurt am Main, Kaiserslautern/Saarbrücken, Nürnberg und Rostock. Dabei baut das Projekt auf die Expertise der Fanarbeit vor Ort auf. Verschiedene Voraussetzungen und unterschiedliche Herangehensweisen der Lernzentren wurden inzwischen zu einem gemeinsamen Netzwerk zur politischen Bildung im Lernort Stadion zusammengeführt, um ein spezifisches Bildungskonzept mit eigenen didaktischen Methoden und fußball-spezifischen Zugängen und Materialien zu entwickeln.

In Kooperation mit den Partnern vor Ort, das heißt mit dem jeweiligen Verein, mit Schulen, Bildungseinrichtungen, Kommunen und der Schulsozialarbeit, setzen die bei den Fanprojekten angesiedelten Lernzentren dieses Bildungskonzept am Lernort Stadion nun seit einigen Jahren erfolgreich um. Insgesamt haben bereits Tausende von Jugendlichen vornehmlich aus Haupt-, Förder- und Berufs-

schulen an Projekttagen, Workshops oder Seminaren im Stadion teilgenommen und sich durchweg interessiert und von dem Angebot begeistert gezeigt. Durch die räumliche, sportliche und inhaltliche Verknüpfung mit dem Fußball werden die Bildungsangebote für die Jugendlichen zu etwas Besonderem, denn sie unterscheiden sich deutlich vom oft als frustrierend empfundenen Schullalltag.

Anders als in der Schule gelingt es den Lernzentren mittels des besonderen Lernorts und eines nicht-formalen Lernsettings, persönliches Interesse, unmittelbare Betroffenheit und Problembewusstsein bei den Jugendlichen zu wecken. Dies ist eine unerlässliche Voraussetzung dafür, dass ein Ort wie das Stadion tatsächlich eine prägende Lernerfahrung bewirken kann. Für die Motivationsförderung und die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen, spielt der Lernort mit der Nähe zu Verein und Fanarbeit eine Schlüsselrolle. Gleichmaßen bedeutsam sind die Authentizität und Qualifikationen der Referentinnen und Referenten. In den Lernzentren erleben die Jugendlichen eine persönliche Wertschätzung. Ebenso wie der positive Umgang sind Bewegung, Spaß und eine grundsätzliche Freiwilligkeit der Teilnahme an den Lernangeboten im Stadion für den Lernerfolg entscheidend. Wichtig ist bei den Angeboten jedoch, die Jugendlichen nicht zu überfordern. Daher müssen komplexe Zusammenhänge zunächst auf die inhaltlichen Kernfragen reduziert und in einen persönlichen Bezug gebracht werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Vermittlung von demokratischen Basiskompetenzen. Den konzeptionellen Rahmen hierfür bieten die Werte des Fußballs, wobei sich der Ansatz der politischen Bildung auf den Kerngedanken des Demokratielernens stützt. Lernort Stadion bedeutet aber auch eine entsprechende Wissensvermittlung, wobei der Fußballbezug als ein Türöffner zu gesellschaftspolitischen Inhalten und einer kritischen Auseinandersetzung verstanden wird.

Bildungsansatz mit Wirkung

Der Fußballbezug erweist sich als ein äußerst hilfreicher Ausgangspunkt für die Lernangebote und bietet einen adäquaten Zugang zur politischen Bildung – auch für Jugendliche, die sich eigentlich nicht für Fußball interessieren. Die inhaltlichen Angebote werden von den Jugendlichen mit Aufmerksamkeit, hoher Motivation, Interesse und viel Spaß am Programm aufgenommen.

Insgesamt nehmen etwa 8.000 Jugendliche pro Schuljahr an den Angeboten teil. Dabei handelt es sich um ca. 240 Veranstaltungen von unterschiedlicher Dauer. Je nach Standort und dem jeweiligen Angebot im Lernzentrum fällt die Zahl

der teilnehmenden Jugendlichen sehr unterschiedlich aus. Das Spektrum reicht von Eintagesveranstaltungen wie beispielsweise in Nürnberg, Frankfurt, Rostock, Bochum oder Dortmund über mehrtägige Workshops wie in Bielefeld, Gelsenkirchen, Bremen, Berlin oder Dresden bis hin zu längerfristigen Gruppen mit besonderer Ausrichtung wie in Kaiserslautern/Saarbrücken oder Braunschweig.

An den Projekten sind ca. 40 Prozent weibliche und ca. 60 Prozent männliche Jugendliche beteiligt, größtenteils sind die Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren alt. Etwa 30 Prozent der Jugendlichen geben einen – zumeist türkischen – Migrationshintergrund an, der tatsächliche Anteil liegt schätzungsweise bei 60 Prozent, bei einigen Gruppen sogar bei 80 Prozent bis 100 Prozent. 60 Prozent der Jugendlichen kommen aus der Haupt- bzw. Mittelschule, 10 Prozent aus der Förderschule, 20 Prozent aus der Berufsschule und derzeit ca. 10 Prozent aus anderen Bereichen mit teilweise anderen Bildungshintergründen (freie Gruppen, teilweise aus dem Sport). Knapp 70 Prozent der Jugendlichen interessieren sich für Fußball.

Aus den Rückmeldungen der Jugendlichen wie auch der begleitenden Pädagogen spricht eine große Zustimmung zu den Angeboten in den Lernzentren, wie die nachfolgenden Aussagen verdeutlichen:

*„Es hat mich überrascht, dass es sehr viel Spaß gemacht hat, über unsere Persönlichkeiten gesprochen und Themen besprochen und Sport getrieben zu haben.“
(Schüler, 17 Jahre, Berufskolleg, Lernzentrum Berlin)*

„Ich dachte, es wird sich alles nur um Fußball drehen, dabei kam alles ganz anders!“ (Schülerin, 16 Jahre, Stadionschule Lernzentrum Bielefeld)

„Mir hat es sehr Spaß gemacht, außerhalb der Schule zu lernen, weil ich sehr interessante Dinge erfahren hab über die Berufe und über das Stadion.“ (Schüler, 16 Jahre, Stadionschule Lernzentrum Bremen)

„Seitens der Schüler: positive Reaktion auf das neue Umfeld, das Stadion befördert die Begeisterungsfähigkeit. Die Schüler können sich hier offener auf das Projekt einlassen, da die Schule nicht ‚sichtbar‘ ist. Das Besondere ist das Umfeld, für viele Schüler der direkte Zugang zu ihrem Klub (Dynamo Dresden), Kompetenzen zu erlernen, sich selbst und die Gruppe kennenlernen in beeindruckender Kulisse. Der Lernort schafft von vorneherein Wertschätzung.“ (Lehrerin Mittelschule Dresden)



Die wissenschaftliche Evaluierung konnte zeigen, dass sich bisher nahezu alle beteiligten Jugendlichen durchweg sehr positiv zu den Angeboten in den Lernzentren und ihrer dortigen Lernerfahrung äußern. An die 90 Prozent der Beteiligten hat das Programm Spaß gemacht, über 80 Prozent der Jugendlichen würden das Angebot an andere Jugendliche weiterempfehlen, knapp 70 Prozent geben an, dass sie Themen und Inhalte interessant fanden und das Gelernte in ihren Alltag übertragen können. Teilweise sind die Teilnehmenden in der Auswertung über ihr verändertes Verhalten selbst verwundert. Die begleitenden Lehrkräfte bzw. Sozialpädagogen bestätigen ebenfalls die vielfach größere Aufgeschlossenheit und Lernbereitschaft der Jugendlichen am besonderen Lernort Stadion. Oft haben sie die Jugendlichen, die bisher zahlreiche negative Bildungserfahrungen gemacht haben, von einer völlig anderen Seite kennengelernt.

Selbstverständnis der politischen Bildung

Das Stadion bietet an der Schnittstelle zwischen Sport, Gesellschaft und Politik zahlreiche Möglichkeiten, Inhalte der politischen Bildung exemplarisch zu erkunden. Letztlich geht es jedoch um die Aktivierung und Motivierung zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensumfeld und zur selbstverantwortlichen Gestaltung des eigenen Lebens. Demokratie wird dabei als Lebensform und Grundprinzip unserer politischen Kultur und Gesellschaft verstanden.

Der Ortswechsel zu einem neuen und beeindruckenden Lernort wie dem Stadion ist ein wichtiges Kriterium für die Motivation und den Erfolg für politisches Lernen, wenn es gelingt, hier zu veranschaulichen, wie Politik in viele unterschiedliche Bereiche des alltäglichen Lebens und in die Gesellschaft hineinwirkt. Ansatz des Projektes ist es, diese, aber auch historische Zusammenhänge vor Ort ganz praktisch aufzuspüren und sie für Jugendliche nachvollziehbar zu machen. Dabei ist der privilegierte Zugang zum Stadion mit der Nähe zum jeweiligen Verein, zur großartigen Fußballwelt und zum „heiligen Rasen“ als ein Schlüsselfaktor zu sehen. Dies stellt nicht nur einen besonderen Anreiz dar, sich auf etwas Neues einzulassen, sondern bedeutet für die Jugendlichen – unabhängig davon, ob sie selbst Fußballfan sind – auch eine enorme, materialisierte Wertschätzung. Durch diesen Ansatz schafft es das Projekt *Politische Bildung im Lernort Stadion*, Jugendlichen motivierende persönlichkeitsbildende Schlüsselerlebnisse anzubieten.

Folgendes Selbstverständnis haben die Lernzentren für ihre Arbeit im Rahmen des Projekts formuliert:

Politische Bildung mit Fußballbezug

Über die Faszination Fußball und den besonderen Lernort Stadion können Jugendliche und junge Erwachsene für gesellschaftspolitische Themen sensibilisiert werden.

Politische Bildung bedeutet dabei zunächst die Veranschaulichung von demokratischen Werten anhand der Lebenswelten junger Menschen unter einem fußballspezifischen Fokus. Durch die wertschätzende Vermittlung sozialer Kompetenzen werden sie darin unterstützt, die eigene Haltung und gesellschaftliche und politische Fragen zu reflektieren, vielfältige Perspektiven einzunehmen sowie Beteiligungsformen und Handlungsoptionen zu entwickeln, um somit Verantwortung für sich und die Gesellschaft zu übernehmen.

Dies bedeutet, über den Fußball Wege zu eröffnen und Jugendliche „fit zu machen“, an der Gesellschaft aktiv und reflektiert teilzuhaben. Das heißt, sie in ihrer Urteilsfähigkeit und Selbstverantwortung zu stärken, damit sie ihre Welt selbstbestimmt gestalten können.

Der Beschäftigung mit der eigenen Identität, aber auch ihrer Wertschätzung kommt eine wichtige Rolle in dem Konzept zu. Dies macht auch für die Jugendlichen das Besondere der Lernangebote im Stadion aus. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich ist dabei der Ausgangspunkt für politische Lernerfahrungen.

Dem Ansatz Lernort Stadion liegt ein weiter Politikbegriff zugrunde, der über gesellschaftliche Handlungsfelder und Werte zu korrespondierenden Inhalten und zu Strukturen des politischen Systems unserer Demokratie führt. Dies trifft immer auch auf individuelle Interpretationsmuster und einen jeweils persönlichen biografischen Hintergrund. Auf diese Weise können sich die Jugendlichen einbezogen fühlen und lernen, dass Politik mehr bedeutet als ein diffuses Gefühl der Ohnmacht, der Desorientierung, Überforderung und Intransparenz.

Das Bildungskonzept

Die Voraussetzungen für ein friedliches Miteinander und die freie Entfaltung eines jeden Einzelnen in der Gesellschaft sind die grundsätzliche Anerkennung der Gleichberechtigung, Respekt für Andersartigkeit und Toleranz für Vielfalt

sowie das prinzipielle Gebot der gewaltfreien Konfliktlösung. Hierfür ist Demokratiekompetenz gefragt, die ein anspruchsvolles und komplexes Bündel von Fähigkeiten und Fertigkeiten umfasst. In erster Linie gehören hierzu Selbstbewusstsein, Selbstverantwortung und Selbstwirksamkeit sowie die Anerkennung der Menschenrechte. Ebenso wichtig sind die freie eigene Meinungsbildung und -äußerung, die eigenverantwortliche Informationsbeschaffung und ein kritischer Umgang mit Informationen. Um Widersprüchlichkeit und Andersartigkeit aushalten zu können, ist die Fähigkeit zu Toleranz nötig, wie auch die Anerkennung von Vielfalt als Bereicherung. Die Kenntnis und Anerkennung demokratischer Wege der gemeinsamen Entscheidungsfindung sowie der Schutz von Minderheiten zählen ebenfalls hinzu.

Das demokratische Miteinander im Lernzentrum ist eine Grundbedingung für den gemeinsamen Lernprozess. Anhand des spezifischen Lernsettings, durch die methodische Herangehensweise und dank der interaktiven Projektorientierung wird in den Lernzentren ein weitreichendes soziales Kompetenztraining ermöglicht. Hierbei lernen die Jugendlichen, in der Gruppe zusammenzuarbeiten, Situationen und Probleme aus der Perspektive anderer wahrzunehmen, Interessen auszuhandeln und dabei Konflikte gewaltfrei zu lösen und Verantwortung für den gemeinsamen Gruppenprozess zu übernehmen. Als Grundlage für eine aktive Beteiligungsbereitschaft brauchen Jugendliche soziale, kommunikative, mediale und auch spezifische demokratische Kompetenzen. Dabei spielen einerseits soziale Einstellungen und Fähigkeiten und andererseits eine Wagnis- und Selbstwirksamkeitskompetenz eine entscheidende Rolle.

Selbstverständlich kann das Angebot im Lernort nicht alle demokratischen Basiskompetenzen gleichermaßen intensiv vermitteln. Ziel des Konzepts ist es daher, den Jugendlichen Denkanstöße zu geben. Im Vordergrund der entwickelten Übungen stehen die Vermittlung von Toleranz und die Anerkennung der Menschenrechte. Entlang der Themen im Stadion führt das Konzept hin zur Beschäftigung mit der eigenen Identität, der Reflexion der eigenen Werte und der Frage, wie es gelingen kann, selbst aktiv zu werden. Gemeinsam haben die Lernzentren im Rahmen des Projekts hierzu eigens einen methodisch-didaktischen Trainingskoffer zur politischen Bildung am Lernort Stadion entwickelt, der über sechzig praktische Übungen und inhaltliche Trainingseinheiten enthält.

Fazit

Paten für die Lernzentren standen die „Study Support Centers“ aus England. Im Mutterland des Fußballs wurde bereits in den 1990er-Jahren erkannt, dass eine Zusammenarbeit zwischen Bildungseinrichtungen und den Vereinen sinnvoll sein kann. So unterstützten die Klubs Jugendliche aus den jeweiligen Stadtteilen durch gezielte Qualifizierungsangebote für ihren weiteren formalen Ausbildungsweg. Die Grundidee, die Nähe zum Fußball und das Stadion als Ort als motivierenden Anreiz für Jugendliche zu nutzen, die durch klassische Bildungsangebote nicht mehr erreicht werden können, kam 2006 nach Deutschland und wurde im Projekt *Lernort Stadion* aufgegriffen und mit dem Schwerpunkt der politischen Bildung weiter entwickelt. Wie auch in England ist das Ziel, insbesondere sozial- und bildungsschwache Jugendliche darin zu bestärken, aktiv an der Gesellschaft teilzuhaben. Allerdings liegt der Schwerpunkt in den Lernzentren in Deutschland deutlicher auf der Vermittlung von demokratischen Werthaltungen und sozialen Basiskompetenzen. Politische Bildung heißt hierbei mehr als das exemplarische Kennenlernen von Systemen, Akteuren und Entscheidungsprozessen rund um den Lernort Stadion. Themen rund um den Fußball und die Erkundung des Stadions sollen zudem motivieren, sich kritisch und reflektiert mit dem eigenen Umfeld auseinanderzusetzen. Hierbei sind die Fanprojekte als Bildungsakteure an der Schnittstelle zwischen Fußball und politischer Jugendarbeit in der perfekten Rolle, um als Träger der Lernzentren zu fungieren. Das Projekt *Politische Bildung im Lernort Stadion* vermag selbstverständlich die oft multiplen Problemlagen der Jugendlichen nicht zu lösen. Aber es kann im Sinne von sozialer Inklusion aktiv auf Jugendliche am Rande der Gesellschaft zugehen und ihnen eine positive, wertschätzende Lernerfahrung anbieten, die ihre Identität stärkt und ihre Motivation für die weitere Persönlichkeitsentfaltung befördert. Auch vermag das Projekt diejenigen sozialen Gruppen ins Stadion einzuladen, die bisher kaum auf der Zuschauertribüne anzutreffen sind.

Die Autorin

Eva Feldmann Wojtachnia ist seit 1995 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Jugend und Europa am Centrum für angewandte Politikforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit Schwerpunkt Demokratie- und Partizipationsforschung und EU-Jugend- und Bildungspolitik sowie Modellentwicklung von Partizipationsformaten für Jugendliche. Im Projekt Lernort Stadion ist sie zuständig für die wissenschaftliche Begleitung und Evaluierung.



Der internationale Blick – Fanarbeit in Europa

Talkrunde

Die internationale Perspektive gehört zum Fußball ebenso dazu wie zur Arbeit der Fanprojekte und der KOS. Im Netzwerk der europäischen Partnerorganisationen wird seit vielen Jahren gemeinsam Fanbotschaftsarbeit bei internationalen Turnieren geleistet, und auch pädagogische Fanarbeit wird mittlerweile in anderen Ländern umgesetzt.

In der Podiumsdiskussion, die den Fachtag der KOS zu ihrem 20-jährigen Jubiläum beschloss, diskutierten Vertreter aus England, Österreich, Polen und der Schweiz über die Lage in ihren Ländern, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu Deutschland. Wie wird dort auf Konflikte reagiert, wie sehen Perspektiven einer pädagogischen Arbeit mit Fans aus, und wo liegen die Potenziale einer internationalen Vernetzung der professionellen Fanarbeit? Die Podiumsdiskussion wurde moderiert von Nicole Selmer, die als freie Journalistin und Autorin die KOS seit vielen Jahren bei Online- und Printpublikationen sowie in der Fanbetreuung bei internationalen Turnieren unterstützt.

Nicole Selmer: Herzlich willkommen zur Abschlussdiskussion des KOS-Fachtages, die uns eine internationale Perspektive eröffnen wird, einen Blick auf Fanarbeit in anderen europäischen Ländern und dann wieder den Blick zurück auf Deutschland: Was ist anders in Österreich, der Schweiz, Polen, England?

Das machen wir mit einem Podium, wie man es sich nicht besser erträumen könnte. Kevin Miles von der Football Supporters Federation (FSF) aus England, außerdem Mitglied im Komitee von Football Supporters Europe (FSE) und seit Jahren national und international für die Belange von Fans aktiv.

Neben ihm Dr. Dariusz Lapinski aus Polen, der während der EURO die polnischen Fanbotschaften für die polnische Regierung koordiniert hat. Jetzt arbeitet er für den polnischen Fußballverband und wird uns dann gleich erzählen, wie er die Fanprojekte weiter betreut, aufbaut und unterstützt. Außerdem ist er

Koordinator für die Fanbeauftragten, die europaweit durch die UEFA als Lizenzierungsvoraussetzung eingeführt wurden.

Dann neben ihm Thomas Gander, Geschäftsführer Fanarbeit Schweiz, gleichzeitig auch noch an der Basis in der Fanarbeit Basel tätig. Da haben wir nach der Perspektive Polen nach der EURO die Schweiz nach der EURO 2008. Wie ist es dort mit der Fanarbeit weitergegangen? Außerdem ist die Schweiz ein Land mit einer aktiven Fanszene, in der die Themen, die uns in Deutschland beschäftigen, ebenfalls sehr kontrovers verhandelt werden.

Dann ganz außen Tommy Gaßler, jetzt in Wien, der eigentlich aus Innsbruck und selbst aus der Ultraszene stammt als einer der Mitgründer der „Verrückten Köpfe“ von Wacker Innsbruck. Er hat die letzten Jahre für FSE das Fanbotschaftsprojekt für die EURO 2012 betreut und koordiniert und jetzt seit ziemlich exakt einem Jahr den Aufbau der Fanarbeit in Österreich für die Antirassismusiinitiative FairPlay in Wien.

Wir fangen an mit einer kurzen Runde: Wie sieht es aus in den Ländern mit Fanarbeit, mit Fanprojekten? Dann schauen wir, wie gerade aktuelle Themen in den jeweiligen Ländern diskutiert werden. Dariusz, ich fange einmal mit dir an: Ein Gedanke von Fanbotschaften zur EURO war ja, das nicht nur für das Turnier zu machen, sondern es zu nutzen, um Fanprojekte in Polen aufzubauen. Es gab ja auch Kooperationen zwischen verschiedenen Fanprojekten in Deutschland und in Polen. Wie ist jetzt der Stand der Dinge bei euch?

Dariusz Lapinski: Wie die meisten von euch wissen, sind Fanprojekte in Polen als eine Begleiterscheinung der EURO 2012 entstanden. Das Konzept, das ich damals hatte, war: Wir versuchen, Fanprojekte zu etablieren mit dem Versprechen, während des Turniers auf dieser Basis die Sozialprojekte zur EURO 2012 zu organisieren, aber auch mit dem Anspruch, dass man nach dem Turnier weitermacht und die Fanprojekte eine Art positives Erbe der Europameisterschaft in Polen sein werden. Kurz und bündig: Es ist gelungen, bis zur EURO vier Fanprojekte aufzuziehen. Vom Norden gezählt sind das Gdansk, Gdynia, eine Nachbarstadt von Gdansk, Warschau für einen der beiden Warschauer Vereine und Wroclaw.

Nach dem Turnier hat sich natürlich die Frage gestellt: Wie geht es jetzt weiter? Zuerst einmal: Wir leben noch. Wir haben uns nicht wegpusten lassen, das ist wichtig. Ich habe für die Regierung gearbeitet, und es war klar, dass diese Stelle nach 2012 nicht weiter existiert. Ich musste also ein Schiff finden, auf das ich das, was aufgebaut worden ist, umladen kann. Ich habe mich ziemlich lange Zeit nach einem passenden Schiff umgeschaut. Letzten Endes heißt die Kogge „Polnischer Fußballverband“. Das wäre vor einem Jahr noch unmöglich gewesen unter der

alten Führung. Es gab aber eine Neuwahl, und die neue Führung hat angefragt, ob ich nicht bereit wäre, das Netzwerk von Fanbeauftragten in Polen aufzubauen. Da habe ich zugesagt, unter der Voraussetzung, dass ich auch die Fanprojekte weitermachen kann.

Bis 2012 inklusive sah es so aus, dass die Koordinierung der Fanprojekte vom Staat bezahlt wurde. Der Fußball hat keinen Cent dazugegeben, und alle lokalen Fanprojekte waren zu 100 Prozent von den Kommunen finanziert. Dass dies kein Zukunftsmodell ist, war klar. Tatsächlich ist es 2013 so gekommen, dass zwei Kommunen die Finanzierung um die Hälfte gekürzt haben. Trotzdem ist es gelungen, die beiden Standorte zu retten. Ich habe ein wenig Geld vom Sportministerium, d. h. von der Regierung, bekommen, sodass ich zurzeit aus Polen vermelden kann: 1. Der Umzug von der Regierung in den Fußballverband ist gelungen. 2. Vier Standorte sind gerettet worden.

Und das war es eigentlich an guten Nachrichten. Wir müssen in diesem Jahr massiv darüber nachdenken, wie man die Fanprojekte, diese vier, aber auch andere Standorte, die entstehen müssen, nachhaltig finanziert. Bis jetzt war es wirklich ein großes Improvisieren, eine ewige Rumbettelei und es gab Zeiten, teilweise Monate, wo die Mitarbeiter kein Gehalt bekommen haben. Ich habe keine Lust mehr darauf, und die Mitarbeiter haben auch keine Lust mehr darauf. Wir wollen im Jahr 2013 versuchen, das auf eine stabile finanzielle Basis zu stellen. Ob das gelingt, sage ich euch in 20 Jahren.

Nicole Selmer: Danke, sowohl für die guten, wie auch die schlechten Nachrichten. Tommy, bei euch ist die EURO in Österreich jetzt schon ein bisschen länger her. Eigentlich war der Gedanke ja auch, dass das so laufen soll, wie es jetzt zumindest so halbdreiviertel mit Polen funktioniert hat. Das ist damals nicht passiert. Aber es passiert jetzt – in Österreich dauern die Dinge manchmal ein bisschen länger, oder?

Thomas Gaßler: Das stimmt. Normalerweise sagt man das ja über die Schweiz, dass die Dinge etwas länger dauern, nun trifft es auf die Österreicher zu. Mittlerweile gibt es seit einem Jahr „Pro Supporters Koordination Fanarbeit Österreich“. In dem einen Jahr haben wir eine Bestandsaufnahme gemacht. Ich kann voller Stolz schon sagen: In Österreich gibt es zwei sozialpräventive Fanarbeitsprojekte. Die Fanarbeit Innsbruck und das Fußballprojekt Lustenau. Eine zweite wichtige Schiene, die wir neben den lokalen Projekten haben, die ganz wichtig ist – auch wir machen es der KOS nach –, ist die „Fans’ Embassy Austria“, also Fanbotschaften für die Fans der Nationalmannschaft. Nachdem wir in

Österreich uns nie für die WM oder EM qualifizieren, machen wir das während der Qualifikationsspiele. Ganz wichtig ist unsere dritte Schiene „Pro Supporters Connecting Fanprojects“. Wir haben in Wien im Juni 2013 ein großes Pro-Supporters-Seminar gehabt. In den letzten eineinhalb Jahren ist es uns erstmals gelungen, die Koordinationsstellen der Fanprojekte Deutschland, Polen und Österreich mit dem Partner aus Tschechien zu vernetzen. Und wir haben ein Handbuch zu sozialpräventiver Fanarbeit in Europa herausgegeben, in vier Sprachen. Das alles dankenswerterweise mit der Unterstützung der Fanprojekte Jena und Bremen. Erfahrene Fanprojekte, die sich im Rahmen dieses Projekts den Projekten in Innsbruck und Salzburg und in Wroclaw und Liberec angenommen haben. In mehreren Studienreisen und Austausch haben wir von den deutschen Fanprojekten lernen können.

Es ist an der Zeit, sich neue Ziele zu setzen. Mich hat diese Veranstaltung hier sehr beeindruckt. Das heißt, für uns gilt es, noch 19 Jahre durchzuhalten. Unser großes Ziel ist, dass man dann zehn sozialpräventive Fanarbeitsprojekte hat. Und ganz besonders freue ich mich dann auf den Moment, wenn der Gigi Ludwig, der ÖFB-Generalsekretär, mir das „20 Jahre Koordination Fanarbeit Österreich“-Trikot überreicht und sagt, dass es das Jahr drauf drei Millionen Euro für die Fanprojekte geben wird. Denn wir haben uns riesig gefreut, dass wir erstmals vom ÖFB finanziert werden und zwar mit 1,500 Euro.

Nicole Selmer: Magst du noch kurz sagen, wie die Fanprojekte, die es gibt, im Moment finanziert werden?

Thomas Gaßler: Also die Koordinationsstelle wird ausschließlich vom Sportministerium finanziert. Das „Pro Supporters“-Projekts war ein EU-Projekt. Die Fanarbeit Innsbruck wird durch eine Viertelfinanzierung getragen. Wir haben einerseits das Land Tirol und die Stadt Innsbruck, die einen relativ kleinen Betrag zahlen. Mehr bezahlt der Verein FC Wacker Innsbruck über den Trägerverein, die Faninitiative, und auch die Bundesliga zahlt einen sehr großen Beitrag, ungefähr 40 Prozent des Budgets, aus dem Sicherheitstopf.¹

Nicole Selmer: Thomas Gander, ihr in der Schweiz habt von allen auf dem Podium bereits eine relativ gut etablierte Struktur. Aber alles kann natürlich immer viel besser werden. Tatsächlich ist aber vor der EURO 2008 und in den Jahren danach ziemlich viel entstanden. Erzähl uns doch mal darüber.

¹ Im Dezember 2013 wurde die Fanarbeit Innsbruck aufgrund fehlender Finanzierung eingestellt.

Thomas Gander: Genau, wir haben in den letzten Jahres einiges erreicht, was die Fanarbeit anbelangt. Die EURO 2008, muss ich sagen, da schlagen zwei Herzen in meiner Brust. Auf der einen Seite haben wir massiv verschärfte Gesetzeslagen erhalten, die jetzt aktuell nochmals verschärft werden sollen. Die negativen Folgen solch eines Großanlasses für die lokalen Fanszenen sind klar ersichtlich und beschäftigen uns stark. Auf der anderen Seite gab es einen nationalen runden Tisch, wo wir auch einen Sitz erhielten, dort die Fanarbeit – überhaupt den präventiven Gedanken – vorstellen und uns positionieren konnten. Wir konnten hier auch auf Deutschland verweisen, auch auf die fachlichen Grundlagen, und haben gesagt, wir müssen da auch vorwärts kommen. So war es dann tatsächlich: Am runden Tisch wurden zig repressive Maßnahmen diskutiert – von ID Pflicht, von Fahnenverboten bis zu nur noch Sitzplätzen. Die wurden alle nicht eingeführt. Das einzige Konzept, was von allen verabschiedet wurde, war das von uns erarbeitete Rahmenkonzept Fanarbeit Schweiz, das durch alle Mitglieder dieses runden Tisches, also Fußballverband, Liga, Eishockey und Politik und uns, getragen wurde.

Das war der Startschuss für die Akzeptanz der Fanarbeit. Dann hatten wir eine Argumentation auf lokaler Ebene, um die Fanarbeitsstellen zu institutionalisieren. Wir wurden so zu einem anerkannten Partner. Wir haben auch den Titel bewusst auf Fanarbeit umgemünzt. In der Schweiz spricht man nicht von Fanprojekten. Das hängt einerseits damit zusammen, dass Projekt bei uns vielleicht eine etwas andere Bedeutung hat. Ein Projekt ist irgendwann zu Ende und findet einen Abschluss. Die Fanarbeit soll aber eine kontinuierliche Arbeit sein, deshalb haben wir Abstand vom Begriff Projekt genommen. So nennen wir uns „Fanarbeit“ mit den Anspruch, auch eine berufliche Fachrichtung zu sein. Auf dieser Basis haben wir jetzt sechs Institutionen, die ähnlich finanziert sind wie hier. Also durch die Kantone, Städte und die Vereine, eine Drittelfinanzierung. Wir etablieren auch ein zweites Modell. Und zwar wollen wir, weil wir teilweise kleinräumlichere Strukturen haben, vor allem in der zweiten Liga, auch Modelle entwickeln, wo wir zusammen mit der vorhandenen offenen Jugendarbeit das Streetworking erweitern, das es bei uns sehr ausgeprägt in jeder Stadt gibt. Mit denen wollen wir das Pflichtenheft aufschlagen und sagen: „Hey, auch der Fußball ist ein Sozialraum, wo ihr euch bewegen könnt.“

Nicole Selmer: Ihr macht es ähnlich, Tommy Gaßler. Ihr nennt euch nicht Fanprojekt, sondern sozialpräventive Fanarbeit. Das heißt, es gibt das Vorbild Deutschland, aber es ist wichtig, einen eigenen Zugang, eigene Konzepte zu ent-

wickeln. Kevin Miles, England war, was Fankultur angeht, der Ursprung, aber inzwischen wird auch oft hinüber nach Deutschland geguckt. Warum gibt es keine Fanprojekte in England?

Kevin Miles: Tja, ich brauche wenig Zeit, um über die Arbeit der Fanprojekte in England zu berichten, weil es nämlich überhaupt keine gibt. Also bin ich hier, um mich bei der KOS zu bedanken für die Einladung. Ich war sehr beeindruckt gestern, als ich die ganze Versammlung hier gesehen habe. Meine Kontakte zur KOS und den deutschen Fanprojekten haben bei den internationalen Turnieren angefangen. Ich habe den Job, die Fans der englischen Nationalmannschaft bei Länderspielen zu unterstützen. Ich habe so relativ früh den Kontakt mit den deutschen Kollegen gehabt, und es hat mich immer beeindruckt zu der Zeit, dass, obwohl ich kein Sozialarbeiter bin – ich war einfach Fan, der das Glück gehabt hat professionell mit Fans zu arbeiten –, die Arbeitsmethoden der zwei Fanbotschaften fast identisch waren. Wir haben beide fast gleichzeitig angefangen, Fanzines zu produzieren. Wir sind für die Fans mit Informationen und Rat da und geben Unterstützung bei Problemen. Das sagt mir, dass wir irgendwie etwas richtig machen, wenn wir von ganz unterschiedlichen Ausgangspunkten zu den gleichen Schlussfolgerungen über Arbeitsmethoden kommen. Ich weiß, dass eure Arbeit im Alltag aber viel, viel weiter geht.

Der Hauptgrund, dass wir keine Fanprojekte in England haben, ist meiner Meinung nach, dass die Fangruppe, mit der ihr arbeitet, bei uns in den Stadien kaum existiert. Leider ist es so, dass die Entwicklung der Premier League es insbesondere für Jugendliche fast unmöglich macht, als Gruppe zusammen in die Stadien zu gehen. Wegen der hohen Eintrittspreisen und wegen der Stadien selbst, die ebenfalls dazu beitragen. Wir haben keine Stehplätze in der Premier League.

Meine Geschichte als Fan sieht so aus: Ich bin zuerst mit meinem Vater zum Spiel gegangen und als ich dreizehn Jahre alt war, durfte ich mit meinen Freunden gehen. Zwischen acht und dreizehn bin ich mit meinem Vater reingegangen, der musste ja bezahlen, aber er hat mit seinen Freunden gestanden und ich mit meinen Freunden von der Schule. Das geht jetzt nicht mehr. Es gibt zwar Jugendliche im Stadion, aber die Armen müssen neben den Eltern sitzen und neben deren Freunden, was noch schlimmer ist. Also diese Kerngruppe von jugendlichen Fans haben wir leider als Gruppe kaum in England. Wir haben natürlich soziale Probleme unter den Jugendlichen und auch unter den Jugendlichen, die ins Stadion gehen, aber das wird nicht als ein Thema für Sozialarbeit betrachtet.

Nicole Selmer: Jonas Gabler hat vorhin gesagt, dass das Ende der Fankultur nicht mit einem durchgesetzten Verbot von Pyrotechnik kommt, sondern mit erhöhten Eintrittspreisen und der Abschaffung der Stehplätze. Das wäre das Ende der Fankultur. Das scheint in England ja passiert zu sein. Aber mein Eindruck ist, dass es in England wieder Bewegung in den Fanszenen gibt. Es gibt eine Kampagne gegen hohe Ticketpreise – „Twenty is Plenty“ –, es gibt bei einigen Vereinen auch Forderungen von Fans, Stehplätze wieder einzuführen. Gibt es so eine neue „Reclaim the Game“-Bewegung? Oder ist das jetzt der romantische Blick aus Deutschland?

Kevin Miles: Ja, die Deutschen sind immer so romantisch beim englischen Fußball, ich würde es aber nicht übertreiben. Aber Anfänge gibt es schon. Kampagnen für Safe Standing, also Stehplätze, haben wir schon seit Langem gemacht. Wir haben unsere Arbeitsmethoden ein bisschen geändert im letzten Jahr und zwar mit Erfolg. Wir haben bisher auf nationaler Ebene mit der Regierung gestritten, ob die Gesetze geändert werden sollen, und immer die Antwort erhalten, dass das Stehen gefährlich ist. Das Hauptargument war aber: Es gibt keine Nachfragen für Stehplätze. Wir haben deshalb versucht, die einzelnen Vereine zu überreden, es wenigstens zu probieren. Bei der Jahresversammlung der Football League, also von der zweiten, dritten und vierten Liga, haben die Vereine jetzt überwiegend dafür gestimmt, dass Safe Standing eingeführt werden könnte in England. Das ändert diese Saison noch nichts, aber es ist ein Anfang.

Nicole Selmer: Thomas, du hast es eben ja auch schon angedeutet, was es bei euch in der Schweiz gerade an aktuellen Debatten gibt. Vielleicht kannst du uns dazu ein bisschen erzählen, auch welche Rolle da die Fanarbeit spielt.

Thomas Gander: Ja, die Sicherheitsdebatten haben einen sehr großen Einfluss auch auf unsere Arbeit. Also politisch geht es wirklich hoch her in der Schweiz, weil momentan ein neues Gesetz bei den kantonalen Parlamenten liegt. Das soll den Behörden ermöglichen, dass sie jedes Spiel klassifizieren und dann an Auflagen knüpfen können. Wenn der Verein das nicht umsetzt, kann die Behörde das Spiel absagen. Das ist die eine Seite, und auf der anderen Seite gibt es auch neue Maßnahmen gegenüber delinquenten und renitenten Fußballfans. Da gibt es eine ganze Liste, die Gewalt definiert. Wobei man hier den Gewaltbegriff massiv ausgedehnt hat, auch auf Bagatelldelikte. Das geht bis zur Behinderung von Amtshandlungen, auch kleine Sachbeschädigungen oder Tätlichkeiten können jetzt zu Rayonverboten in der ganzen Schweiz um jede Sportstätte führen.

Nicole Selmer: Kannst du uns das vielleicht kurz erklären: Ein Rayonverbot ist ein Stadionverbot, oder ist das weiter gefasst?

Thomas Gander: Nein, das ist eine neue Maßnahme. Stadionverbot gibt es sowieso schon, maximal zwei Jahre. Aber ein Rayonverbot ist eine polizeiliche Maßnahme, bei der Fans an Stadien, Hauptbahnhöfen oder anderen Gebieten bis zu drei Jahren ausgeschlossen werden können und gleichzeitig in eine Datenbank eingetragen werden, die sie Hooligan-Datenbank nennen, obwohl dort nur in der Minderheit Hooligans eingetragen werden. Aber das kennt ihr ja in Deutschland auch mit der Datei Gewalttäter Sport. Bei uns gibt es ein ähnliches Konstrukt, das wird sehr intensiv diskutiert. Da gehen die Fans jetzt auf Konfrontation. Sei es mit kreativen Aktionen, aber auch destruktive Aktionen nehmen zu, und teilweise wird Gewalt quasi „zur Verteidigung der Fankultur“ legitimiert. Das beeinflusst auch unsere Arbeit. Durch den Druck auf die Fans wird unsere Arbeit anwaltschaftlicher und immer mehr auch politisch. Hier brauchen wir auch die Fans. Wir müssen sie sensibilisieren: „Wenn ihr wollt, dass diese Maßnahmen nicht kommen oder verhältnismäßig umgesetzt werden, dann müsst ihr jetzt auf die Politikerinnen und Politiker zugehen.“ Das ist ein Riesenschritt. Teilweise gelingt uns das. In Basel hat die Kurve ihre Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, ihre heiligen Hallen quasi, und Politiker eingeladen, um mit dem Vereinspräsidenten, mit uns und mit einem Strafrechtsprofessor zu reden.

Also das sind sehr spannende Prozesse mit Auswirkung auf unsere Arbeit und auch auf den Sozialarbeiter in diesem Bereich. Wir müssen unsere Arbeit und unsere Haltung hinterfragen. Also dies nur als Kurzeinschub: Ich glaube, das Sozialpolitische, das politisch Kritische und Kämpferische überhaupt muss auch wieder mehr zur Kernkompetenz des Sozialarbeiters und zum eigenen Arbeitsanspruch werden, gerade im Rahmen des Fußballs. Weil das wird auch von Fans zu Recht gefordert, und hier sollten wir uns nicht drücken. Klar, da kommen wir auch in die Kritik und werden angreifbar. Wir müssen einstehen für die Fans aus den Fankurven, die eine Minderheit darstellen und eine schwache Lobby haben, aber durchaus legitime, auch gesellschaftskritische Gedanken vertreten und sich dementsprechend verhalten. Ich habe manchmal das Gefühl, dass das in den letzten Jahren innerhalb der Sozialarbeit und bei uns Fanarbeitenden immer mehr verloren geht. Wir haben uns auch eine Art Wohlfühloase geschaffen in diesem Bereich der Fanarbeit. Möglichst nicht anecken. Ich sage das extra kritisch, wir müssen hier wieder zum Kämpferischen zurückfinden und mehr Mut an den Tag legen.

Nicole Selmer: Ein schöner Appell. Wir haben ja heute Morgen die Vorträge von Klaus Farin und Titus Simon gehört, die ja auch diese Eingriffe in den öffentlichen Raum angesprochen haben, die Einschränkung von Bewegungsfreiheit, also Dinge, die dann im Stadion und im Fußballkontext schon mal durchexerziert werden, aber im Grunde über den Fußball weit hinausgehen. Es geht wirklich um politische Veränderungen, mit denen man sich auch auseinandersetzen muss. Dariusz, wie ist es in Polen? Was sind aktuell bei euch die Fankonflikte und auch vielleicht die politischen Konflikte?

Dariusz Lapinski: Wenn ich ganz philosophisch anfangen soll. Ich war eigentlich schon immer der Meinung, dass, wenn es im Fußball gut funktioniert, drei Elemente irgendwie miteinander verbunden sein sollen, und zwar Geschäft, Sicherheit und Emotionen. Da sind aber immer auch potenzielle Konflikte vorhanden, und deswegen wird es immer Bedarf an Vermittlung und Dialog geben. Momentan ist es in Polen so, dass die Sicherheit dermaßen überwiegt in dem ganzen Diskurs, dass es zu skurrilen Koalitionsbildungen kommt wie zwischen Wirtschaft und Fans. Unter den Sicherheitsvorkehrungen in Polen ist es zurzeit nahezu unmöglich, Fußballgeschäft zu betreiben, weil es für einen Otto Normalverbraucher fast nicht möglich ist, einfach ins Stadion zu gehen und eine Karte zu kaufen. In diesem Gespann zwischen Sicherheit, Business und Emotionen sind die Fanprojekte auch ein bisschen anders aufgestellt, als es in Deutschland der Fall ist. Wir stehen zu 100 Prozent aufseiten der Fans. Wir versuchen nicht die Fans zu vertreten, sondern sie erst einmal zu organisieren.

Ich hätte vielleicht so anfangen sollen: Wir sind vielleicht alle, bis auf Kev, gewissermaßen Ziehkinder der KOS. Ein Fanprojekt habe ich aus der Kundenperspektive in Babelsberg kennengelernt. Ich bin die ersten paar Monate nur zum Biertrinken da gewesen. Ich wusste gar nicht, dass da ein Konzept hinter steckt, und meine grandiose Laufbahn habe ich damit angefangen, dass ich ein zweiwöchiges Praktikum absolviert habe bei der KOS. Aber jetzt werden die Kinder aufmüppig, und ich sitze hier als Experte und wage es, die feinen Differenzen zwischen Deutschland und Polen auf den Tisch zu packen. Es ist wirklich vom Ansatz eine etwas andere Arbeit. Wir suchen an den Standorten nicht die Schwachen und die Hilfsbedürftigen raus, um denen ein bisschen auf die Beine zu helfen. Wir suchen die Stärksten raus. Die besten Fans, die pffiffigsten. Wir wollen, dass sie eine Struktur schaffen. Dass sie sich organisieren und ein Gesprächspartner werden auf Stadtebene. Dass sie mit an den Tisch gelassen werden und praktisch für die eigene Fankurve eine neue Qualität ausbilden, die die jungen Fans anzieht. Damit die Gewaltkultur auf diese Art und Weise ein bisschen gebrochen wird.

Ich verstehe meine Arbeit im Grunde genommen längerfristig darin, Zivilgesellschaft aufzubauen, in einem Bereich, der seit 30 Jahren nicht angefasst worden ist. Jedenfalls nicht von jemandem, der nicht Polizist gewesen wäre.

Die polnischen Fans sind hervorragend organisiert, sie machen beste Auswärtsfahrten und geile Choreos, und sie können sich so zu einer Schlacht verabreden, dass kein Polizist davon Wind bekommt. Aber diese Art sich zu organisieren, macht sie nicht gesprächsfähig auf gesellschaftlicher Ebene. Sie sind keine Partner. Da wollen wir ihnen als Fanprojekte auf die Beine helfen. Aber wir legen ihnen keine Worte in den Mund. Ich habe nicht den Anspruch, den Fans vorzuschreiben, welche Werte sie vertreten sollen. Natürlich gibt es da schon ein grunddemokratisches Verständnis. Ich glaube nämlich, wenn man partnerschaftlich auftreten darf, verabschiedet man sich schnell auch von den ganz radikalen Gedanken. Ich kann jetzt nach fünf Jahren sagen, dass ich das blinde Vertrauen der Fanszenen in Polen habe. Das war ein Stück harte Arbeit, und ich hätte das nicht erreicht, wenn ich mit vorgefertigten Zielen an die Fans herangehen würde. Damit hat man keine Chance.

Nicole Selmer: Vielen Dank. Das ist sicherlich auch keine ganz einfache Position. Ich würde jetzt gerne die Runde beenden. Tommy, wo würdest du in diesem kleinen Europapano­rama Österreich und eure Situation einordnen?

Thomas Gaßler: In Österreich stellt sich die Situation ein bisschen anders dar. Und um euch da ein bisschen in die Welt der österreichischen Fußball- und Fanszene eintauchen zu lassen, erzähle ich eine kleine Geschichte: Ich sitze gemeinsam mit meinen ehemaligen Rivalen von Sturm Graz, von den Ultras, in ihren Räumlichkeiten. Meine Aufgabe im ersten Jahr war es, alle Fanszenen zu besuchen, alle Vereine zu besuchen, die Spiele zu besuchen und auch natürlich die ganzen Institutionen zu besuchen, um unsere Arbeit vorzustellen und zu fragen: „Wo drückt denn der Schuh? Was kann man denn verbessern?“ Und man hört meistens von den Ultras bei uns: „Passt schon. Passt eigentlich alles super.“ Sag ich: „Ja, also man sieht’s ja eh. Früher ward ihr 500 und drei Gruppen, zwei auf einer Seite, eine auf der anderen. Jetzt steht ihr zusammen und seid 3000. Früher habt ihr 4.000 Zuschauer gehabt, jetzt habt ihr 12.000, also es schaut ganz gut aus. Aber Organisation intern?“. Antwort: „Joa passt schon. Wir sind selber organisiert. Wir haben einen Dachverband. Wir haben die einzelnen Fanklubs. Wir haben einen eingetragenen Verein. Wir haben uns die Anlaufstelle hier selber gemacht. Wir finanzieren uns das selber.“ Ich: „Beachtlich, super!“ Einer zündet eine Zigarette an: „Heh, rauchen bitte nur am Spieltag!“ Der Ultra:

„Oh, Tschuldigung“, zum Capo. Zigarette aus. Ich denke: „Oh. Selbstorganisation, Selbstregulierung, auch toll.“ Sage ich: „Wie läuft’s mit dem Verein?“. „Naja. Ist ja jemand von uns Fans im Vorstand gewesen, aber mittlerweile läuft das ganz gut beim neuen Vorstand. Also wir haben unseren Vertreter wieder rausgeholt, ein bisschen Abstand zum Verein brauchen wir doch. Wir haben regelmäßige Treffen mit der Geschäftsstelle. Leider wird der Geschäftsführer alle halbe Jahre ausgetauscht. Aber prinzipiell läuft es eigentlich ganz gut.“

Zur offiziellen Seite, da haben wir im Juni 2012 den ersten runden Tisch auf österreichischer Ebene abgehalten. Es ist auch auf wirklich hohem Niveau diskutiert worden, es ist nie lauter geworden, nie emotionaler. Der Max vom Innenministerium, zuständig für alle Szenekundigen Beamten – bei uns ist man mit jedem per Du – sagt: „Wir haben eigentlich eine tolle Voraussetzung in Österreich jetzt. Wir haben keinen Anlassfall. Wir haben alle Zeit der Welt. Wir können uns öfter treffen.“ Das finde ich super, wenn das von einem Polizisten kommt. Es gibt auch seit einem Jahr den Fanbeauftragten von der Bundesliga. Der ist zugleich auch Sicherheitsbeauftragter, mit dem Alex fahr ich öfter zu den Auswärtsspielen, und da stehen wir in Kapfenberg bei den 50 Fans, die dort sind, und in der Pause sprechen den natürlich alle an: „Boah endlich ist einer von der Bundesliga da. Uns haben sie für das Spiel die Ausnahmeregelung für Pyro nicht gegeben.“ Sagt er: „Bitte macht es doch wie die Innsbrucker. Holt euch die Ausnahmeregelung für das ganze Jahr. Ich helfe euch dabei.“ Also die Voraussetzung ist eigentlich wirklich sehr gut. Wo ist das Problem? Wir haben in der ersten und zweiten Liga zusammen 20 Vereine, davon sind 15 professionell und in den letzten 30 Jahren hat es 37 Pleiten gegeben. Die Infrastruktur ist wirklich furchtbar. Die Vereine sind teilweise undemokratisch, intransparent geführt.

Thomas Gander: Wir haben ein Problem, das stand heute Morgen schon im Raum. Das gesellschaftliche Umfeld ist geprägt von einer starken Sicherheitsdebatte und diffusen Ängsten, z. B. vor dem Fremden. Schlagwörter wie Nulltoleranz und Nullrisikogesellschaft machen die Runde. Dabei leben wir in einer so großen Sicherheit wie noch nie, und die Vergangenheit wird verklärt. Diese Voraussetzungen treffen auch auf das Umfeld der Fußballfans und die verschiedenen Akteure, und darauf müssen wir reagieren und eine Antwort haben. Die Vernetzung – also ich kann jetzt nur für die Schweiz reden – ist eigentlich unser oberstes Ziel, dass wir als Fanarbeitende gemeinsam auftreten können und müssen. Und auf diese Dynamiken in der Debatte um Fußballfans und diese unrealistischen Idealbilder müssen wir auch hinweisen. Hier dürfen wir keine Berührungsgängste mit der Öffentlichkeit und den Medien haben. Das ist ein zweischneidiges Schwert:

Auf der einen Seite beklagen wir uns über die sehr starke mediale Fokussierung auf die Gewalt im Fußball, auf der anderen Seite ist das auch für uns eine ideale Möglichkeit, unsere Haltung kundzutun.

Wir stehen unter Druck – von der Öffentlichkeit, von den Medien, die in Bezug auf das Fanverhalten oftmals einem unhinterfragten Mainstream folgen. Wir haben nicht die Ressourcen, die andere Stellen gerade in Bezug auf die Öffentlichkeits- oder Pressearbeit haben. Aber wir haben ein unglaubliches Fachwissen, da wir nahe dran sind. Wir müssen komplizierter kommunizieren als das einfache Schwarz-Weiß-Denken, das macht es schwieriger. Trotzdem dürfen wir uns nicht von der öffentlichen Debatte verabschieden, wenn es zu viel Druck gibt, sondern dann müssen wir uns zusammentun und gemeinsam gegen falsche Bilder und Vereinfachungen ankämpfen. Denn ich sehe da schon ein Gefahrenpotenzial, wenn diese undifferenzierte Sicherheitsdebatte noch mehr an Fahrt gewinnt, dass es dann wirklich zu Zuständen kommt in unseren Stadien, die wir nicht wollen und die dem Fußball schaden.

Nicole Selmer: Vielen Dank. Das ist ein gutes mahnendes Schlusswort, ein Aufruf für eine weitere und noch bessere Vernetzung auf internationaler Ebene. Vielen Dank an unsere Gäste hier auf dem Podium. Vielen Dank an das Publikum für die Aufmerksamkeit.

Kulturveranstaltung im Südbahnhof

Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Marion Kowal (KOS)



Martin Schönwandt (dsj)



Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Jens Janeck (FP Magdeburg)



Der KOS-Beirat

Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Gerd Dembowski



Die Quizmaster Volker Goll und Birger Schmidt



Gunter A. Pilz



Impressionen vom KOS-Jubiläum 2013



Jannis Albus (KOS)



Für Beiträge, Hilfe und Mitwirkung beim KOS-Jubiläum 2013 in Frankfurt bedanken wir uns bei:

Michael Aschmann (Fanprojekt Osnabrück), Daniel Bechtle, Thomas Beckmann (BAG-Sprecher), Ben Bödecker (Fanprojekt Bochum), Dieter Bott (Fan-Soziologe), DJ Charly (Bembelbar), Sarah Cienciala (Stadt Frankfurt am Main), Olaf Cunitz (Bürgermeister der Stadt Frankfurt am Main), Vanessa D'Andola, Gerd Dembowski, Harald Denecken (Bürgermeister der Stadt Karlsruhe a.D.), Stefan Diener (Journalist), Klaus Farin (Archiv der Jugendkulturen), Eva Feldmann-Wojtachnia (LMU München), Jonas Gabler (KoFaS), Thomas Gander (Fanarbeit Schweiz), Thomas Gaßler (Fanarbeit Österreich), Wolfgang Haas (Druckerei Imprenta), Marie Hagel, Antje Hagel (Fanprojekt Offenbach), Heino Hassler (Fanprojekt Nürnberg), Bernd Heinen (Vorsitzender des NASS), Michael „Erich“ Hess (Stadt Frankfurt am Main), Jens Janeck (Fanprojekt Magdeburg), Frauke König, Regina Kraushaar (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), Dr. Dariusz Lapinski (polnischer Fußballverband), Markus Mau (Fanprojekt Schalke), Kevin Miles (Football Supporters Federation, England), Holger Nickel (Bembelbar), Wolfgang Niersbach (Präsident Deutscher Fußball-Bund), Peter Peters (Vizepräsident des Ligaverbandes), Prof. Dr. Gunter A. Pilz (Vorsitzender der AG Qualitätssicherung), Klaus Schäfer (Staatssekretär a. D. Jugendministerium NRW), Birger Schmidt (Fanprojekt Berlin), Thomas Schneider (Leiter Fanangelegenheiten DFL), Martin Schönwandt (Geschäftsführer der Deutschen Sportjugend), Gerlinde Schrapel, Nicole Selmer (Journalistin), Prof. Dr. Titus Simon (FH Magdeburg-Stendal), Max Sommer, Stephan Stanco, Harald Stenger (ehemaliger DFB-Mediendirektor), Heidi Thaler, Ingo Thiel (Gestalter), Karlheinz Voß (Stadt Frankfurt am Main), Sophia Wagner, Tanja Wagner, Ingo Weiss (Vorsitzender der Deutschen Sportjugend), Prof. Dr. Andreas Zick (Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Bielefeld)



Die KOS und der Coup von Singapur – Wie es wirklich war

Gerd Dembowski

2013. Der ewige KOS-Leiter Thomas Schneider kratzt sich am sonnengegerbten Fuß. „Irgendwie ist das alles schon unfassbar“, denkt er so bei sich, irgendwo an einem Strand in Singapur, auf einer prunkvollen Veranda. Wie jeden Abend saugt er die Sonne auf, die sich über dem hellblau-grünlichen Meer zur roten Sichel verbiegt. Die Sonnenstrahlen pumpen sich förmlich durch seine Adern. Und hier in Singapur setzt sich noch dazu eine ganz besondere Erinnerungsmaschine in Gang. Schneider lehnt sich zurück, trinkt einen Schluck vom teuren schottischen Whiskey namens Machrie Moor, den er sich umständlich aber verdient von der Isle of Arran hierher liefern lässt. Den ganzen Tag Champagner Dom Pérignon – das geht ja auch nicht ... Die Erinnerungsmaschine läuft auf Hochtouren.

Schneider denkt laut: „Es war 1998, zur WM in Frankreich. Deutschland spielte in Lens gegen Jugoslawien – oder gegen das, was nach dem Krieg noch davon übrig war. Vor dem Spiel schlugen und traten deutsche Hooligans und Neonazis den französischen Polizisten Daniel Nivel so brutal zusammen, dass dieser sein Leben seitdem nie wieder so führen können wird wie zuvor. All die Funken von Barbarei, die sich in Hooligangewalt tummeln, entzündeten sich an diesem Tag in einer Seitenstraße von Lens.“ Als wäre es gerade erst passiert, so erinnert er sich an die Bilder, die ihn als Leiter des KOS-Teams in Frankreich schnell erreichten. Wie schon während des Spiels die vagen Gerüchte sich stapelten, dass etwas Furchtbares passiert sei. Gerüchte, die sich allmählich zu einem dramatischen Geruch vermengten. Ein Geruch, der ihn damals, nach der WM 1998 zum ersten Mal nach Singapur führen sollte.

Das ist alles noch gar nicht so lange her. Zunächst sah es so aus, als drohte nach Lens alles schief zu gehen: Fanprojekte abschaffen? – Aber mit seiner Hilfe

wandelte es sich dann doch noch zur größten Veränderung in der Sicherheitsgeschichte des deutschen Fußballs. Wäre Schneider nicht selbst dabei gewesen, er hätte es als alberne Verschwörung abgetan. Eine Verschwörung, der es noch nicht einmal zur Theorie gereicht. Wenn, ja wenn er es nicht selbst erlebt hätte – und nach ihm Zehntausende seiner Fanprojektkolleginnen und Kollegen –, würde er es nicht glauben. Aber dazu gleich mehr.

Arsch in der Hose

Nicht die Gründung der KOS 1993 ist das große Datum. Es war 1999, als die entscheidenden Dinge wie vom fernöstlichen Himmel fielen. Der damalige Innenminister Otto Schily hatte zu einem Geheimgespräch nach Singapur eingeladen. Fernab der alltäglichen Hektik sollte ein neuer Generalplan gegen Gewalt im Fußball entstehen. Mit am Tisch saßen alle die aus deutscher und europäischer Politik, die was zu sagen hatten, aus dem Fußball sowieso. So mancher Sozialhansel wäre in dieser Runde vor Aufregung im Boden versunken. Nicht aber Schneider. Ihn spornten so große Runden an. Es machte ihn größer, als er war, wenn er in all diese Hackfressen und Teichgesichter schaute.

Selbst als Schily mit Außenminister Fischer und Kanzler Schröder hereinspazierte und Gerhard ihn, Schneider, mit Namen begrüßte... Selbst als Schröder noch mit diesem zweifelhaften Witz über die entwicklungsbedürftigen Currywürste in Singapur punkten wollte... All das hatte Schneider nicht aus seinem revolutionären Konzept bringen können. Als das Nationale Konzept Sport und Sicherheit 1992 entstand, als die KOS 1993 anfang zu arbeiten, wurde die Chance noch verpasst. Lobby war ja nie da. Und was gab es jetzt noch zu verlieren, wenn man in die Zukunft der Fanprojekte schaute? Wenn sich die Hysterie um den armen Daniel Nivel nicht abbauen ließ?

Schneider hatte keine Lust mehr auf die Kein-Arsch-in-der-Hose-Nummer um ihn herum, er hatte keine Lust mehr, nicht wenigstens mit der Niederlegung der Arbeit zu drohen, damit am Ende nicht immerhin die laut NKSS nötigen vier Minimalstellen an jedem Standort finanziert würden. Ihm war klar: er wollte nicht mehr der seufzende Löwe sein, der die Tränen, das Weinen seiner Kollegen über die nicht zugesagten Mindeststandards verwaltet. Er erinnerte sich an das Lied, das er damals sang, um sich musikalisch mit Mut zu beträufeln:

*„No more Tears, no more crying,
no more sighing like a lion.
No more violence, no more discrimination,
no more hooligans and no policemen.
Let's grow the balls to break the walls
– we got do do it soon
but most of all I want:
No more tears, no more crying,
no more sighing like a lion.“*

Er wollte nicht den Oli Kahn machen, der bei der WM in Frankreich wohl seine Flasche Adrenalin verlegt hatte und deshalb hinter Köpke nur zweiter Torwart war. Schneider wollte in Singapur nicht auf der Bank sitzen. Und um das umzusetzen, brauchte er nicht mal einen winzigen Schluck aus der Flasche Adrenalin der deutschen Flankenflak Oliver Kahn. Schneider vertraute ganz auf seine Überzeugungskünste, die sich auf diese Urszene verkürzen, wie er mit 15 einer lebenswerten Oma drei komplette Kaffeeservice verkauft hatte. In diesem Bus. Mit all den Menschen, die er auf der Fahrt zuvor mit dem Mikro und selbst geschriebenen Gags bei Laune gehalten hatte. Aber jetzt ging es an den Verhandlungstisch in Singapur. Doch halt: An dieser Stelle verließ Schneider immer wieder die Erinnerung. So auch heute, im Jahre 2013.

Unter Haien

„Mist, schon wieder“, sagt Schneider, zurück in der Gegenwart. Auch der gute Schotte, sich kegelnd im Glas, hatte es nicht geschafft, seine Erinnerungen von den Verhandlungen mit seinen neuen Freunden aus der Politik zurückzubringen. Noch immer poliert er regelmäßig den Wackerstein, den Joschka Fischer ihm als Dank aus seiner Hausbesetzerzeit geschenkt hatte. Noch heute besucht er seinen Buddy Otto Schily im Altersheim, obwohl dieser sich schon am nächsten Morgen überhaupt nicht mehr daran erinnern kann. Noch immer schickt er seinem Patenkind, dem adoptierten russischen Mädchen in der Familie Schröder, zum Geburtstag einen Präsentkorb mit Köstlichkeiten. Mit Köstlichkeiten von dem Stückchen Erde, auf dem er sich gerade aufhält, um die Geschichte über den Siegeszug der deutschen Fanprojekte endlich einmal niederzuschreiben.

Doch die Erinnerung über die Verhandlung 1998 war weg. Sie existierte nur noch schemenhaft in seinem Kopf, immer noch fühlte sich alles Geschehene zu wundersam an. Seine vor ihm sitzenden 29 Biografen, die versuchten, seine Gedanken parallel mehrsprachig festzuhalten, kannten das bereits. Sie wussten, gleich würde Schneider völlig furchtlos ins Meer springen. Hinein zu den Haien, um sich vielleicht wieder so zu fühlen wie damals am Tisch in Singapur, mit Schily, Fischer, Schröder usw. Meistens erinnerte er sich danach an diesen Song eines gewissen Paul Baribeau, den er vor der Verhandlungsrunde 1998 im Kopf hatte und der seine Gedanken trug. Auch jetzt kam er aus dem Wasser und sang ihn seinen Biografen zum zigsten Male ins Notizbuch:

*„Name ten things you wanna do before you die and then go do them.
Name ten places you really wanna be before you die and then go to them.
Name ten books you wanna read before you die and then go read them.
Name ten songs you wanna hear again before you die – get all your friends together and scream them.
Because right now, all you have is time, time time
and someday this time will run out.
That’s the only thing you can be absolutely certain about.“*

Der alte Trickser

Er wollte es einfach machen. Und dazu noch seine „Ten Things“ im Singapur von 1998 auch durchbringen. Also zurück ins Jahr 1998. Schneider formulierte 500 Vorschläge, damit am Ende auch zehn übrig bleiben. Alte Gewerkschaftstaktik. Mit Baribeaus Song im Kopf aber wollte er im Verlaufe des Gesprächs in Singapur nicht mehr nur ein Stück vom Kuchen. Schneider wollte die ganze Bäckerei. Ihnen gegenüber sitzend, merkte er, wie Schröder und Mayer-Vorfelder sich im gleichen Moment in ihrem tiefsten Inneren in ihm wiedererkannten. Das war seine Chance. Und am Ende war es unfassbar: Der Plan der KOS ging auf. Irgendwie hatte Schneider, der alte Trickser, sie eingelullt und gleichermaßen ihre Sinne geschärft, um am Ende das größte Pilotprojekt Deutschlands umzusetzen.

Auf der Pressekonferenz verkündete Gerhard Schröder noch etwas irritiert, sich innerlich fragend, ob auch wirklich er es war, der diese Worte sprach: „Ab 1999 startet ein vierzigjähriges Pilotprojekt. Die Bundesregierung arbeitet bereits daran, entsprechende Anträge einzubringen, um die nötigen Grundlagen

zu schaffen. Fußball ist der Stoff, aus dem die Träume sind. Und an einem guten Tag, kann selbst ich, den sie einst „Acker“ nannten, die alte Lederfetzenkugel so gut treffen, dass sie elegant und atemberaubend in den Winkel einschlägt und davor noch minimal sichtbar die Latte streichelt. Wenigstens im Fußball wollen wir nun auch sozial die Verhältnisse vom Kopf auf die Füße stellen. Auf die Füße“, schnaubte er, und fing an zu lachen, weil ihm dieser Wortwitz einfiel, der danach um die Welt tickerte: „Vom Kopf auf die Füße stellen. Sie verstehen? Füße... Es geht ja um Fußball, Füße also. Sonst wär es ja Handball. Und das will doch keine Sau sehen. Obwohl, auch im Handball war ich ein guter Wurfkreisstrategie. Dort nannten sie mich...“ Plötzlich stockte er. „Aber das ist eine andere Geschichte.“ Ausgerechnet Schneider hatte ihn höflich angestupst, damit er mal zum Punkt kommt.

„Wir drehen das Ganze um“, sagte Schröder weiter, beinahe aufgeregt. Nach seiner Rede wollten Journalisten genau drei Freudentränen des Kanzlers gezählt haben. Denn das war sein Ding. Nicht der verquastete Bürokratenkram mit Stock im Arsch. Dieses ständige Sich-Verstellen, das Sich-vorhinein-Zensieren, um dem Diskurs den Hintern zu polieren. Singapur war auch Schröders große Stunde: „Ab 1999 wollen wir in Deutschland nur noch drei Polizisten pro Fußballspiel. Ach so, und weil so schönes Wetter ist noch eine Verwaltungskraft dazu. Die Fanprojekte aber... Sie sollen aufgestockt werden. Sie sollen das Volumen an Leuten und Material pro Spiel erhalten, das derzeit die Polizei beansprucht. Das ist meine ganz eigene Vision. Das war sie schon immer.“

Schneider war nicht einmal böse, als Schröder die Konzeptidee für sich beanspruchte. So waren sie halt, die Politiker. Schneider genoss lediglich die mundof-fenen Reaktionen der verblüfften Journalisten. Davor ein Schröder auf irgendeiner Wolke nach dem ultimativen inneren Vorbeimarsch. Man konnte es fühlen – hier wurde Geschichte geschrieben. Und in dieser großen Minute dachte Schneider an seinen Vater, den gescheiterten Rennfahrer, der ihm einst eine Seifenkiste gebaut hatte. Vor den Rennen hatte er ihm immer den einen Ratschlag gegeben, den Schneider nun tief drinnen ganz allein für sich zu einem Song verdichtete:

*„He said ‚Son, here’s some advice: You gotta promise that you’ll never take,
the trick to it is my boy, to you never, never hit the brakes.’
He said ‚Son don’t grow up to be a racecar driver.’
He said ‚Son don’t grow up to be anything like your father.’
He said ‚Look at my car it’s been ripped in half and I’m lucky to be alive.
But when you turn 18, I will teach you how to drive.“*

Polizisten zu Sozialarbeitern

Zum 20-jährigen Jubiläum der KOS 2013 erinnert sich kaum jemand mehr an die Zeit vor 1998 und davor. Wie das alles war: Heysel, Bradford, Hillsborough, die ganze Hysterie. Hooligans, Stehplatzkampf. Deshalb muss Schneider das unbedingt in seine Memoiren packen. Deshalb ist er wieder zurückgereist nach Singapur. Er will erzählen, was erzählt werden muss. Er war doch dabei, 1999, als auswärtsfahrende Fußballfans erstmals in Frankfurt von 1.000 Sozialarbeitern empfangen wurden.

Wie sie da saßen, an ihren Klappstischen mit Broschüren, mit Tee und wahlweise Starkbier. Mit den neuen aufblasbaren Toilettenhäuschen und den Plumpslöchern im Boden. Die hatten die Polizisten gegraben, bevor sie in die Umschulungsmaßnahmen des Arbeitsamts kamen.

Angeleitet von der KOS sollten viele dieser Polizisten später selbst waschechte Fanprojektler werden. Ehemalige Polizeihubschrauber nutzten die Fanprojektler persönlich, um verspätete Fans auf den zur Lizenzauflage gemachten Fanladeplatz der Stadiondächer zu fliegen. Es muss erzählt werden, wie taubenunfreundliche Bronzestatuen von den Fanprojekt-Vordenkern Gunter A. Pilz, Narciss Göbbel, Wilhelm Heitmeyer und auch von Dieter Bott vor dem DFB-Gebäude aufgestellt wurden. Es muss erzählt werden, wie zusätzlich zu den Stehplätzen in allen Stadien Liegeplätze installiert wurden, vor denen der Fan-Soziologe Bott seitdem mit seinen knapp einhundert Auszubildenden zum „Vögeln statt Turnen“ aufrief.

Es muss erzählt werden, wie die Fantrennung den sogenannten Brücken der Freundschaft wichen. Nebeneinander wurden Parcours von Heim- und Auswärtsbrücken gebaut, auf denen Fangruppen sich schon auf dem Weg zum Stadion würdig begegnen konnten. Nicht nur durch den farbenfrohen Marsch im direkten Vergleich, sondern auch auf verbindenden Brücken. Auf ihnen wurden Punkte für den gegnerischen Support vergeben. Man tauschte sich aus über sinkende Ticketpreise und den damit verbundenen Qualitätsverfall der organisierten Fanszenen. Ex-Profihelden verkauften fleischlose Würstchen mit würziger Fleischtomatensoße und standen für einen Plausch zur Verfügung. Und manchmal, da diskutierten dissidente Fans auch ein wenig die Armada der Fanprojekte als neues Feindbild.

Vor allem aber muss erzählt werden, wie der Pyroblock in jedem Stadion eingeführt wurde. Jeder darin war verpflichtet, eine Fackel zu zünden. Den von allen Vereinen verteilten Sicherheitshandschuh hatte Rainer Wendt nach seiner Umschulung höchstpersönlich entwickelt. Den Fans gefiel es, wie sich die durch-

schnittlich drei Polizistenhansel pro Spiel vor jedem Stadion mit ihren Knüppeln vor ihrem zum Container umgebauten Dienstbus mümmelten. Um die auf den Boden gestützten Knüppel tanzend, sahen sie so adrett aus wie einst Fred Astaire. Die Fanprojekt-Hundertschaften amüsierten sich insgeheim über die Uniformierten, wie es da so standen mit ihren Knüppelchen und kaum eine Skatrunde zusammen bekamen.

„Mal ehrlich“, sagt Schneider seinen inzwischen ebenfalls euphorisierten Biografen, „ist es nicht schön, wie sich die durchschnittlich drei Polizistenhansel vor jedem Stadion mit ihren Knüppeln vor ihrem zum Container umgebauten Dienstbus mümmeln? Wie sie da stehen, sich um ihre auf den Boden gestützten Knüppel drehen wie Fred Astaire und gastgeberfreundliche Lieder singen. Lieder wie dieses z. B.:

*„People are wasteful, they waste all the food.
People are hateful, and people are rude.
But god I love some people sometimes
because people are very, very special.*

*And people are impatient, they don't know how to wait.
People are selfish, people want to hate.
But god I love some people sometimes
because people are the greatest thing to happen.*

*People are people regardless of skin.
People are people regardless of greed.
People are people regardless of gender.
People are people regardless of anything.*

*People are my religion because I believe in them.
People are my enemies and people are-my-friends.
I have faith in all football fans,
I only hope that they have faith in us.“*

War es nicht wunderbar, wie die Polizeisirenen an den Sitzen extra-zahlender Eventzuschauer montiert wurden, damit diese die Stimmung bewerten und mitmachen konnten? Wie der Polizeisprecher vor den dankbaren Journalisten jeden

Herbst aufs Neue rumjammerte: „Derzeit gibt es bundesweit 50 Polizeiprojekte. Keines von ihnen erfüllt die Mindestanzahl der laut Nationalem Konzept Sport und Sicherheit vorgesehenen vier Mitarbeiter. Das kann doch nicht wahr sein!“

„Seien wir doch mal ehrlich,“ sagt Schneider zu den bereits nickenden Biografen, „diese Weicheier von der Polizei kann doch heutzutage keiner ernstnehmen.“

Natürlich kann auch die neue Sicherheitsstrategie mit ihrer Armada der Sozialarbeitenden Gewalt nicht gänzlich verhindern. Aber wer kann das schon.

Songliste

Andrew Jackson Jihad

Song: No more tears

ALBUM: PEOPLE WHO EAT PEOPLE ARE THE LUCKIEST PEOPLE IN THE WORLD

Andrew Jackson Jihad

Song: People

ALBUM: PEOPLE WHO EAT PEOPLE ARE THE LUCKIEST PEOPLE IN THE WORLD

Paul Baribeau

Song: Ten Things

ALBUM: GRAND LEDGE

Ghost Mice

Song: Figure 8

ALBUM: THE DEBT OF THE DEAD

Der Autor

Gerd Dembowski (geb. 1972), Dipl.-Sozialwissenschaftler, lebt in Berlin und Hannover und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kompetenzgruppe Fankulturen und Sport bezogenen Soziale Arbeit (KoFaS) am Institut für Sportwissenschaft der Leibniz Universität Hannover. Er ist Mitglied der AG Vielfalt sowie der AG Fanstudie des DFB.

Neuere Veröffentlichungen

Dembowski, Gerd (2013)

Organisierte Fankulturen in Deutschland zwischen Potentialen und Konflikten

IN: BLECKING, DIETHELM/PEIFFER, LORENZ/TRABA, ROBERT (HRSG.): VOM KONFLIKT ZUR KONKURRENZ. DEUTSCH-POLNISCH-UKRAINISCHE FUSSBALLGESCHICHTE GÖTTINGEN: WERKSTATT, 272–283

Die Festschrift zum KOS-Jubiläum

Ihr 20-jähriges Bestehen beging die Koordinationsstelle Fanprojekte im Juni 2013 mit einer zweitägigen Feier. In Vorbereitung auf das Jubiläum entstand die Chronik *20 Jahre KOS. Beratung – Dialog – Vernetzung*. Die 170 Seiten geben Einblicke in die bewegte Geschichte der KOS von der Etablierung der Fanprojektarbeit über die zunehmende Anerkennung in Deutschland und international bis zur Gegenwart, in der die KOS aufs Engste mit Organisationen und Institutionen im Fußball vernetzt ist.

Die Jubiläumsschrift ist auch eine kleine Entdeckungsreise in die Vergangenheit. Fast schon historische Dokumente – Protokolle, Positionspapiere, Fotos, Briefe und Zeitungsartikel – illustrieren die Geschichte der KOS von 1993 bis heute. Das Team der ersten Stunde, Gerlinde Schrapel und Thomas Schneider, berichtet in ausführlichen Interviews über die Anfänge der Arbeit. Michael Gabriel analysiert als heutiger Leiter der KOS den Einfluss der Fanprojektarbeit auf die gesellschaftspolitische Bedeutung des Fußballs in Deutschland und deren Entwicklung in den vergangenen 20 Jahren. Nicht zuletzt darf bei einer guten Chronik natürlich auch der Statistikteil mit wichtigen Daten, Fakten und Hintergründen nicht fehlen.

20 Jahre KOS. Beratung – Dialog – Vernetzung

Frankfurt am Main, 2013

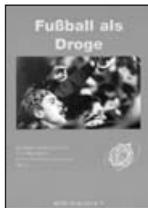
ISBN-NR: 978-3-89152-618-7

Erhältlich gegen eine Schutzgebühr von 10 Euro (inkl. Versand) bei:
Koordinationsstelle Fanprojekte bei der dsj
kos.fanprojekte@dsj.de



Materialien (lieferbare Publikationen)

KOS-Schriften



Fußball als Droge

KOS-Schriften Nr. 9
Historisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Fankultur

Frankfurt am Main, 2002
ISBN 3-89152-490-0

KOSMOS



KOSMOS 6

Fanbetreuung der KOS und der Fanprojekte bei der Europameisterschaft 2008 in Österreich und der Schweiz

Frankfurt am Main, 2010
ISBN 978-3-89152-195-3



KOSMOS 7

Yes, Afri-can! – Fanbetreuung der KOS und der Fanprojekte bei der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika

Frankfurt am Main, 2011
ISBN 978-3-89152-478-7

Sonstiges



Fanprojekte 2012

Zum Stand der sozialen Arbeit mit Fußballfans

Frankfurt am Main, 2007
ISBN-Nr. 978-3-89152-479-4



11 Fragen nach 90 Minuten

Was tun gegen Rassismus und Diskriminierung im Fußball?

Hrsg: Bündnis für Demokratie und Toleranz, KOS, am Ball bleiben
3. Auflage März 2012



Unsere Kurve – Kein Platz für Rassismus

Die Arbeit der Fanprojekte gegen Rassismus

Hrsg: KOS und Interkultureller Rat
3. Auflage März 2012



Denkanstoß

Gedenkstätten in den Spielorten der Fußball-Europameisterschaft 2012

Frankfurt am Main, Mai 2012

Erhältlich bei:

Koordinationsstelle Fanprojekte bei der dsj
kos.fanprojekte@dsj.de



Foto: KOS

Die Verabschiedung des Nationalen Konzepts Sport und Sicherheit und die damit einhergehende Gründung der Koordinationsstelle Fanprojekte im Jahr 1993 war eine Zäsur: Die Perspektive der Fans wurde so erstmals deutschlandweit institutionell eingebunden. Die Erfahrungen der damals bereits aktiven lokalen Fanprojekte sollten fortan verstärkt in die Debatte um die Gewaltprävention im Fußball einfließen.

Zu ihrem 20-jährigen Jubiläum blickt die KOS nicht nur zurück auf die vergangenen Jahre, sondern vor allem voraus auf die Themen der Zukunft. Expertinnen und Experten aus Fußball, Politik, Sozialarbeit und Forschung diskutieren künftige Herausforderungen sozialpädagogischer Arbeit mit Fußballfans. Die Beiträge der KOS-Schriften 11 liefern wichtige Interventionen im Spannungsfeld der medialen Aufmerksamkeit, kommerziellen Interessen und sicherheitspolitischen Debatten, die den Fußball begleiten.



ISBN-NR: 978-3-89152-623-1